

Illustrirte
Frauen-Zeitung.

Nr. 42.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 14. October 1888.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XV. Jahrg.



Auguste Victoria,

Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.

Rauchdruck verboten.

Die Last des Goldes.

Novelle von Valduin Groller.

1.

in prachtvoller Frühlingstag hatte eine ungeheure Menschenmenge nach der Freudenau, dem Wiener Bettreim-Platz, hinausgelockt. Der grüne Rasen, auf dem breit und goldig die Sonne lag; die schlanke Architektur der gedeckten Tribünen; die mit rothem Sammet ausgeschlagene und reich mit Gold und mächtigen Blattpflanzen decorirte Hofloge; die fast unabherrschbare, schwarz wimmelnde Menschenmenge auf den billigen Plätzen; dazu die in der Sonne doppelt grell leuchtenden bunten Seidenjassen und Kappen der Jockeys, ihre weißen Hosen und glänzenden schwarzen, abspaglosen Stiefel; die schimmernden Frühlings-Toiletten im Actionär-Raume; die in ihrer Kühnheit oft unwahrscheinlichen Damenhüte, die farbigen Sonnenschirme, die aus dem allgemeinen Farben-Concert mit der Kraft von Fanfarenstößen herausstachen; die ganze goldene, silberne und blecherne männliche Jugend Wiens, mit Blumensträußchen im Knopfloche, mit den sichtbar getragenen Plaques, den Feldstecher-Riemen über den Schultern, und last, aber hier ganz gewiß nicht least, die vierfüßigen Koryphäen des Rennplatzes, im glänzenden Haar, in allseitiger fitness und Eleganz, — das Alles zusammen bot ein abwechslungsreiches, anregendes, wahrhaft großstädtisches Bild.

Die Spiellust war, wie immer, eine äußerst lebhaft. Es wurden Wetten gelegt, bei welchen ein Vermögen daran hing, ob es dem einen Pferde gelingen werde, die Nase um eine Fünftel- oder Zehntel-Secunde früher durch's Ziel zu stecken, als einem anderen. Wem es die Mittel nicht erlaubten, mit dem Buchmacher ein Engagement abzuschließen, der drängte sich zu den Kassen des Totalisateurs, um dort mit fünf oder zehn Gulden sein Glück zu versuchen, und wo die Baarfonds auch dazu nicht langten, da wurden Wett-Kompagnien gebildet und die sauer, langsam und schwer verdienten Kreuzer und Gulden rasch und leicht verspielt.

Alle lokalen Verühmtheiten Wiens scheinen sich im Actionär-Raume ein Stelldichein gegeben zu haben. Die nicht berühmten Ehemänner, die heute ihre Gattinnen mit herausgebracht haben, müssen die Augen gut offen halten, um auf alle neugierigen Fragen mit befriedigender Antwort dienen zu können. Alle Augenblicke wird durch einen leichten Druck auf den Arm gefragt: Wer war das? Und das? Auf Alles wird Antwort ertheilt, und wo die eigene Personal-Kenntniß nicht langt, wird die Freundlichkeit eines kundigen Local-Reporters in Anspruch genommen. Alle Comtesseln müssen namentlich angeführt werden; die Frage, in welchen Salons sie arbeiten lassen, wird mit stillem Aerger überhört. Das Interesse wird immer rege gehalten; bald ist es ein populärer Hinderniß-Reiter, an dem man vorbeigeht, bald ein berühmter Flachbahn-Jockey, bald eine schöne Aristokratin, auf welcher man nicht eben mit besonderer Discretion die Blicke haften läßt, bald die sensationelle Diva einer Vorstadt-Bühne oder eine etwas vorlaut angezogene Chansonetten-Sängerin, bald ist es ein parlamentarischer Tagesheld, bald ein verwegener Börsenspieler, der gerade von sich reden macht. Dort wandelt in schlecht gehuchelter Heiterkeit ein Dramatiker, dessen letztes Stück erst vor wenigen Tagen durchgefallen ist; nicht weit von ihm taucht der Kopf eines gefürchteten Feuilletonisten aus der Menge empor, der eben diesen Dichter und sein Werk aus diesem Anlasse in schändliche Fetzen zerrissen hat. Jede Secunde und jeder Schritt bringen neue Bilder und neue Eindrücke.

Zu den Erscheinungen, die hier besondere Beachtung fanden, und bei deren Auftauchen sich harmlose Besucher des Turjes ein leichtes Zeichen gaben, damit sie nicht übersehen werden, zählte auch die eines jungen Mannes von etwa dreißig Jahren in einem kurzen, rehslederfarbigen Ueberzieher. Das von einem ziemlich langen, braunen Vollbarte umrahmte Gesicht nahm durch einen sympathischen Zug von gutmüthiger Freundlichkeit sofort für sich ein. Wo er vorbeiging, wandten sich die Köpfe nach ihm, und insbesondere war es leicht zu beobachten, daß ihm namentlich von weiblicher Seite viel Beachtung geschenkt wurde.

Wenn man sich nach ihm erkundigte, so erhielt man zunächst die Auskunft, es sei der junge Brant.

„Was kann er denn?“

„Er kann sehr viel Geld ausgeben.“

„Das könnte ich auch.“ „Ich auch!“ „Ich auch!“ „Ich auch!“ Ein Jeder behauptete, daß er das auch könnte.

„Wahrscheinlich noch ledig, weil er von den Müttern so beliebängelt wird?“

„Ganz ledig.“

„Und ist er wirklich so reich?“

„Das ist Auffassungssache. Er soll von seinen Eltern ein monatliches Taschengeld von zehntausend Gulden beziehen.“

„Monatliches?“

„Ja wohl.“

„Alle Achtung! Ein lediger junger Mensch kann damit zur Noth allerdings auskommen. Ist er sonst noch etwas?“

„Was soll er denn sonst noch sein?“

„Ich meine, ob er außerdem, daß er der Sohn seines Vaters ist, noch etwas vorstellt?“

„Das weiß ich nicht. Ich glaube, er hat Juristerei studirt und ist Doctor; er macht aber keinen Gebrauch davon.“ —

Der junge Brant, oder, um ihm gleich seinen vollen Namen und Titel zu geben, Dr. Carl von Brant, schien die besondere Aufmerksamkeit, die ihm von allen Seiten geschenkt wurde, gar nicht zu bemerken, offenbar war er schon daran gewöhnt.

Er schlenderte nach dem Sattelraume und faßte dort nach längerem Suchen einen jungen Mann unter den Arm, mit dem er sich in ein eifriges Gespräch über die Chancen der großen Steeple-Chase, der letzten Programm-Nummer des heutigen Tages, einließ. Beide hatten für diese Nummer auch ein ganz besonderes Interesse. Brant's Rennstall hatte für diese Concurrenz einen fünfjährigen Steepler, „Lyrifer“, herausgebracht, auf den die Turf-Gelehrten nicht geringe Stücke hielten. Gesteuert sollte „Lyrifer“ von dem bekannten Herrenreiter, Lieutenant von Berlewitz, werden, von demselben, mit dem Brant nun die letzten Verathungen pflog.

Lieutenant von Berlewitz war von mittelgroßer, auffallend hagerer Gestalt, aber seine Schwächigkeit machte nicht den Eindruck von Schwäche. Man sah es, daß da durch gewissenhaftes Training jedes Loth überflüssigen Fettes weggebracht war; nur Sehnen und Muskeln waren übrig geblieben, und diese waren von einer Beschaffenheit, als seien sie aus dem feinsten Stahle geschmiedet worden. Berlewitz war in Civil-Kleidung erschienen, auf welche er, wie leicht wahrzunehmen war, ganz besondere Sorgfalt verwendet hatte. Nichtsdestoweniger konnte ein scharfer Beobachter den Offizier auch in der Civil-Kleidung leicht erkennen, ja, wenn man ganz genau hinsah, mußte man aus gewissen Einzelheiten, so aus der Beschuhung oder aus der Art, wie die Achsel-Partien des Rockes behandelt waren, erkennen, daß man hier nicht einen österreichischen, sondern einen norddeutschen Offizier vor sich hatte.

Berlewitz hatte einen kleinen strohgelben Schnurrebart, kurzes, struppiges, in's Röhliche spielendes Haar, das Gesicht voll Sommersprossen und glanzlose, wasserblaue Augen. Mit Brant war er bekannt geworden, als dieser zwei Semester an der Berliner Universität zubrachte. Seither waren sie Freunde geblieben, und nun war Berlewitz gekommen, um wenn möglich Brant's Farben siegreich durch's Ziel zu tragen.

„Du kennst jetzt die Liste der stehengebliebenen Pferde,“ begann Brant, „und weißt, was Du für Gesellschaft neben Dir hast. Hast Du Deinen Kriegsplan schon fertig?“

„Vollkommen, ich werde die ganze Bande zu Schanden reiten.“

„Das ist eine hochedelgeborene Bande, lieber Freund; die läßt sich nicht so zu Schanden reiten, wie Du glaubst.“

„Das werden wir ja sehen!“

„Ich möchte Dir doch empfehlen, mit Kopf zu reiten.“

„Du meinst, ich soll auf Warten reiten? Keine Idee. Ich verlege den Endkampf auf den Anfang, und dieser Endkampf muß nach den ersten fünfhundert Metern entschieden sein.“

„Um Gottes Willen! Die Reise geht über fünftausend sechshundert Meter!“

„Desto besser. Eure Hindernisse da sind ja Kindereien; Hindernisse für Kühe, aber nicht für Vollblut. Da sind wir in Deutschland, Gott sei Dank, an ganz andere Hindernisse gewöhnt. Das ist hier ja das reine Flachrennen. Eure einzige anständige Hinderniß-Bahn ist die von Pardubitz.“

„Aber das Pferd ist hier trainirt worden.“

„Und ich dafür in Deutschland! Der Reiter muß das Rennen gewinnen, nicht das Pferd!“

Brant zuckte mit der Schulter; gegen das unerschütterliche Selbstvertrauen seines Freundes war nicht aufzukommen.

„Wie steht denn „Lyrifer“ im Cours beim Buchmacher?“ fragte Berlewitz.

„Er legt zehnfaches Geld gegen ihn.“

„Der Esel! Und gegen „Quartals-Säufer“?“

„Siebenfaches. Favorit ist „Nachtschwärmer“, dann kommt gleich „Nausikaa“, die al pari zu haben ist.“

„Unfinn; der Mann versteht sein Geschäft nicht. Sei so gut und setze für mich auf „Lyrifer“ tausend Mark, — Gulden wollt' ich sagen, tausend Gulden.“

Ihr könntet auch einmal mit Eurer Gulden-Wirtschaft aufhören und die Mark-Währung einführen, — wäre viel vernünftiger.“

Während er so sprach, nahm er aus seiner Brieftasche den genannten Betrag und handigte ihn Brant ein. Dieser eilte zum Buchmacher, um sich seines Auftrages zu entledigen, während Berlewitz sich im Ankleide-Raume in den dress, Weiß mit schwarzen Tupfen, warf.

Wenige Minuten darauf ertönte das Glocken-Signal, und acht hochedle Kasse-Pferde, wahre Musterbilder hippischer Schönheit und Kraft, betreten die Bahn, um zunächst den Probe-Galopp und den Probe-Sprung zu absolviren. Mit gespanntester Aufmerksamkeit wurde namentlich der Probe-Sprung vom Publicum beobachtet, denn aus diesem wurden Schlüsse für die vorzunehmenden Wetten gezogen. Die Art, wie „Lyrifer“ unter Berlewitz das Hinderniß nahm, fiel allgemein auf; das war ein schneidiger, raumgreifender Sprung, bei dem Terrain gewonnen wurde, während bei den anderen Reitern der Sprung einen Verlust bedeutete. Die Wirkung auf das Publicum blieb auch nicht aus, und während die Concurrenten im Schritt zum Start ritten, meldeten sich so viele Liebhaber für „Lyrifer“, daß der Buchmacher schließlich nur noch fünffaches Geld gegen ihn legte. Das war immerhin ein schönes Resultat, zumal, wenn man berücksichtigte, daß der Ausgang des Rennens als todte Gewißheit für den alten „Woodmann“ galt, und daß, falls dieser hochberühmte Steepler zu Falle kommen sollte, noch immer „Cast off“ in der Gesellschaft war, dem das Rennen dann wohl nicht zu entwinden sein sollte. —

Der Starter senkt die rothe Fahne, das Feld ist entlassen. Rufe des Erstaunens werden im Publicum laut. „Lyrifer“ legt eine mörderische Pace vor, er führt von Haus aus, anfänglich mit zehn Längen, aber mit jeder Secunde verlängert sich die Distanz zwischen ihm und dem Rudl. „Lyrifer“ geht durch! heißt es auf der Tribüne. Da nimmt er das erste Hinderniß mit bravouröser Schneidigkeit, — nein, so springt ein Durchgeher nicht! Was treibt dann aber der verteuflerte Reiter? Er führt schon mit fünfzig Längen und läßt doch noch nicht nach. Das Pferd steht die Distanz nicht! „Lyrifer“ wird sie stehen! Er nimmt den Steinwall und Wassergraben, als setze er über einen Fußschmel, — jetzt führt er schon mit hundert Längen. Das Feld streckt sich immer mehr. Nun reiten sie quer herein, auf die Tribünen zu; das ist die Schleiße, um die große Bahn noch einmal zu umkreisen. „Lyrifer“ nimmt auch die post and rails brillant, und wie er an den Tribünen vorbeisprengt, hat er klare zweihundert Längen für sich.

Die Spannung bei den Zuschauern wird immer größer. Jetzt passiert „Lyrifer“ den Meilenstart, sechzehnhundert Meter hat er noch vor sich bis zum Ziele, und bisher hat er seinen Vorsprung sicher gehalten. Nun nehmen aber auch „Woodmann“ und „Cast off“ das Rennen ernstlich auf, und machen sich energisch an die Verfolgung des Führenden. Die übrige Gesellschaft ist da schon aussichtslos geschlagen und außer Gefecht gesetzt. Aber auch an „Lyrifer“ sind bereits Zeichen der Ermüdung zu erkennen, während seine Verfolger noch mit sichtlich frischer hinter ihm her galoppiren. Beim Einlauf in die Gerade hat er noch immer einen Vorsprung von fünfundzwanzig Längen, aber „Woodmann“ kommt von außen im Rush, und er sieht aus wie der sichere Sieger. Ein Glockenzeichen ertönt wieder, doch es wird nur schwach gegeben, damit es nur das athemlos gespannte Publicum höre, und die nun auf's Aeußerste getriebenen Pferde nicht erschreckt werden. Es verkündet den Beginn des verzweifelten Endkampfes. Lieutenant von Berlewitz nimmt mit einer letzten gewaltigen Anstrengung Alles heraus aus seinem Pferde, aber ob auch seine Schenkel sich wie eiserne Klammern schließen, ob auch das Blut unter dem Druck der Sporen zu träufeln beginnt, „Lyrifer“ hat doch nichts mehr in sich, um den letzten Angriff seines Rivalen noch abschlagen zu können. Auch der alte „Woodmann“ muß geritten werden, aber er geht treu unter der Peitsche. Mit mächtigen Sägen kommt er an den Führenden heran, in der nächsten Secunde ist er herausgeritten und hat den Kopf frei vor dem sich verzweifelt wehrenden „Lyrifer“, und nach wenigen weiteren Galopp-Sprüngen passiert „Woodmann“ als Sieger das Ziel mit einer halben Länge vor dem gänzlich ausgepumpten „Lyrifer“.

Die Spannung ist gelöst. Ein Summen und Brausen verräth, daß wieder Leben in die Massen gekommen ist. Brant suchte Berlewitz auf, als dieser aus dem Ankleide-Zimmer wieder herauskam.

„Du hast Deine Sache brav gemacht,“ redete er ihn an, „ich bin auch über den zweiten Platz sehr glücklich.“

Berlewitz war ärgerlich.

„Beim Distanzposten war der Gaul fertig und konnte nichts mehr hergeben. Wenn die Strecke nur um fünfzig Meter kürzer gewesen wäre, so hätte er

seine Nase doch noch als Sieger durch's Ziel steden müssen. Hätte nicht gedacht, daß ich das Rennen verlieren!"

"Verloren haben wir nichts. Ich habe Deine Instruktionen nicht genau befolgt und habe nicht auf den Sieg, sondern auf den Platz gewettet; — das trägt auch vier bis fünfaches Geld."

"Das war eine herrliche Idee," rief Berlewitz begeistert. "Ich werde immer mit Dir zusammen wetten, da gewinne ich regelmäßig; dagegen verliere ich immer, wenn ich allein spiele."

Brant, der thatsächlich gewettet hatte, wie ihm von Berlewitz aufgetragen worden war, der aber nicht wünschte, daß sein Freund mit ihm und durch ihn einen Verlust erleiden sollte, zumal er, obgleich ansehnlich begütert, doch nicht über solche Summen zu verfügen hatte, wie Brant selber, — fühlte sich durch diese Anerkennung einigermaßen in Verlegenheit gesetzt, und er war froh, daß weitere Erörterungen dieses Themas durch eine Ansprache abgebrochen wurden, die nun seine Freundin, die verwitwete Baronin Thella Kogler, an ihn richtete.

"Wollen Sie mich zu meinem Wagen führen, lieber Freund?"

In der Begleitung der Baronin befand sich eine junge Dame. Brant stellte den Damen seinen Freund, von Berlewitz, vor, die Baronin ihrerseits beide Herren dem Fräulein Geraldine von Feldern. Da Brant sich der Baronin, einer gutmüthigen middle aged lady von angenehmer Mundlichkeit, zu widmen und ihr sofort eine ganze Menge von Auskünften über seinen Stall zu geben hatte, so kam es, daß von Berlewitz in der halben Stunde, die noch verging, ehe die Damen den Wagen bestiegen, Geraldine den Ritter zu machen hatte.

Als die Damen endlich abfuhren, sagte von Berlewitz mit strahlendem Gesichte zu Brant:

"Ein pyramidales Geschöpf, diese Kleine! Glaube, Eindruck auf sie gemacht zu haben."

2.

Von Berlewitz hatte es sich im Stillen angelegen sein lassen, der interessanten jungen Dame, die er am Remplaz kennen gelernt hatte, wieder zu begegnen. Sie hatte es ihm angethan, und er zweifelte nicht, daß er auch seinerseits bei ihr eine Eroberung gemacht habe. Er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, mit dabei zu sein, wo er die vornehme Gesellschaft Wiens vereinigt finden zu können glaubte, um dort scharf auszublicken nach der schlanken, goldhaarigen Schönheit, die sein Herz so rasch zur Kapitulation gezwungen hatte. Aber seine Bemühungen blieben erfolglos. Geraldine war für ihn nicht zu finden. Er machte alle Prater-Fahrten mit; er besuchte alle aristokratischen Vorstellungen, die damals eben wieder einmal zu Gunsten der Ueberschwemmten in Ungarn veranstaltet wurden, er erschien jeden Abend in der Oper, um während eines Aktes mit den Augen das ganze Publicum abzusuchen, — aber Alles ohne Erfolg. Die Sache verdroß ihn sehr, denn er hätte es gern vermieden, sich von Brant Auskünften zu erbitten. Er fühlte sich so im Innersten getroffen, daß er sich nicht die nöthige Unbefangenheit zutraute, seine Fragen unauffällig und harmlos genug zu stellen.

Schließlich mußte er, da ihm kein anderer Ausweg blieb, sich doch dazu bequemen, aber er beschloß, möglichst vorsichtig und diplomatisch zu Werke zu gehen.

Er suchte Brant in seiner glänzend eingerichteten Wohnung am Kolowrat-Ring auf und war nicht wenig erstaunt, ihn mit seinem Secretär arbeitend zu finden.

"Du arbeitest auch?" rief er bei seinem Eintritt überrascht aus. "Nest erkläre mir, was Du zu arbeiten hast?"

Brant lächelte; er fühlte sich beinahe verlegen, daß er thatsächlich gar keine Beschäftigung als ernste Lebensaufgabe anzuführen vermochte.

"Meine Beschäftigung verdient kaum den Ehrennamen der Arbeit," erwiderte er. "Was ich da täglich zu thun habe, ist eigentlich nur eine kleine Unterbrechung des gewohnten Müßigganges. Ich erledige nur einige Briefe."

Und damit wies er seinem Freunde einen mächtigen Stoß von Briefen vor, die alle schon durch den Secretär geöffnet waren.

"Um Gottes Willen! Du correspondirst ja mit der ganzen Welt!" rief von Berlewitz, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend.

"Wenn es auf mich ankäme," entgegnete Brant, "so würde ich mit Niemandem correspondiren. Ich bin unschuldig daran, wenn mir jeder Tag ausnahmslos einen solchen Haufen von Briefen in's Haus bringt. Die Leute schreiben mir, ohne daß ich es wünsche."

"Was haben sie Dir denn zu schreiben?"

"Das kannst Du sofort sehen; sieh' unserer Arbeit zu; — 's ist jeden Tag genau dieselbe Geschichte. Lassen Sie uns weiter gehen, lieber Herr Moser."

Der Secretär entfaltete nun einen Brief nach dem

anderen; Brant nahm die Zuschriften entgegen und erläuterte sie dann kurz seinem Freunde.

"Da werden mir zwei russische Traber offerirt, — in den Papierkorb, Moser. Das ist von einem Weinagenten, — Papierkorb. Eine arme Witwe, fünf Kinder u. s. w., — bei Seite legen, Moser, recherchiren, Bericht erstatten. Hamburger Lose, zurück damit. Einladung zu einer Bilder-Auction, — lassen Sie den Katalog sehen, — Achenbach, Alt, Baisch, Canon, Defregger, — erinnern Sie mich, Moser, rechtzeitig, werde hingehen. — Da ein Gedicht; was will er denn? Wohlthäter der Menschheit, 'huldreich und groß', — schon gut, wir kennen das, unten genaue Adresse, — nichts, — Papierkorb. Eine traurige Welt: die Dichter betteln, und die Bettler dichten. Dieser Mann dichtet aber unorthographisch, warten wir, bis er in Prosa bettelt. So lange er noch auf Versfüßen jammert, wird's nicht so arg sein, — Papierkorb. Noch einmal Hamburger Lose, — die werden mir schon langweilig mit ihren Losen, — zurück damit. Weiter; ich soll einen Baugrund kaufen, — glänzende Speculation, — dankend ablehnen, ich mache keine Geschäfte. Ein Familienvater, ohne Stelle, grenzenlose Noth, bekannter edler Menschenfreund, — da haben Sie den Brief, lieber Moser, erkundigen Sie sich. — Was ist denn das? Parfümirt, Goldbrand. Heute Nachmittag —"

Brant lachte und reichte den Brief seinem Freunde. Von Berlewitz las und lachte auch.

"Wirst Du hingehen?"

"Ansinn!"

"Aber es könnte doch —"

Brant schüttelte den Kopf.

"Darüber sind wir hinaus. Gehen wir weiter.

Ich soll mich an einem Fabrikunternehmen betheiligen, — ablehnen. Ein Reitpferd, nichts. Eine kostbare alte Rüstung, auch nichts für mich. Jahresbericht der Kinderfreunde, Mitgliedskarte für den Verein für Hausarme, Verein für entlassene Sträflinge, — erledigen Sie das Alles in gewohnter Weise, Moser. Es bleibt bei den bisherigen Beiträgen; den Beitrag für den Verein 'Kinderschut' können Sie verdoppeln. Diese Schrift kenne ich ja, was will denn die Baronin Kogler von mir: Lieber Freund! Sie waren schon seit einem Decennium von mindestens drei Wochen nicht bei mir. Heute wollte ich Sie nur bitten, einmal in den Kunstverein zu gehen, sich die zwei Landschaften von G. Feldmann anzusehen und zu kaufen, wenn sie Ihnen gefallen. Sie würden damit ein gutes Werk thun. Leben Sie wohl, Sie Ausreißer! Sich bald wieder anschauen lassen, bei Todesstrafe, bei Ihrer Th. G. — Gehen Sie in den Kunstverein, lieber Moser, und kaufen Sie die beiden Bilder, aber erkundigen Sie sich gleich nach dem Vertrauenspreis, daß wir nicht gar zu sehr 'reinfallen. Und nun lassen wir's für heute genug sein; guten Tag, lieber Moser."

Der Secretär nahm die Briefe und seine Notizen auf und zog sich mit einer stummen Verbeugung zurück.

"Damit wäre meine Arbeit für den heutigen Tag erledigt," sagte Brant nun zu Berlewitz, indem er ihm ein Cigarrentischchen hinschob. "Du bist doch Soldat und weißt, warum Du auf der Welt bist, während ich lehteres von mir eigentlich nicht behaupten könnte."

"Deshalb möchte ich doch noch immer mit Dir tauschen."

"Ich weiß aber nicht, ob Du dabei ein gutes Geschäft machen würdest."

"Ich vermüthe. Es muß doch eine schöne Sache sein, so aus dem Vollen schöpfen zu können, ohne immer in schäbiger Angst rechnen zu müssen. Kaufen Sie gefälligst zwei Delgemälde.' Bitte sehr, die Bilder sind gekauft.' Das muß doch sehr hübsch sein!"

"Interessirst Du Dich für Bilder, Berlewitz? Willst Du meine Galerie ansehen?"

"Nein, ich verstehe ja doch nichts davon. Ich meine nur so im Allgemeinen, daß es sabelhaft nett sein muß, so gar nichts zu thun und das Geld hinauswerfen zu können."

"Glaube mir, es ist wenig Vergnügen dabei. Es ist wahr, ich brauche mir nichts zu verjagen, aber ich habe dabei auch von Allem, was ich mir verschaffen kann, keine sonderliche Befriedigung. Ich meine, die rechte Freude kann nur der haben, der gearbeitet und sich geplagt hat."

"Kenne das," erwiderte von Berlewitz trocken, "Wasser predigen und Champagner trinken."

"Du hast Recht, aber auch ich habe ganz gewiß nicht Unrecht. Ich komme mir vor, wie einer der alten Juden, die den salomonischen Tempel gebaut haben. Mit einer Hand bauten sie, in der anderen hielten sie das Schwert, um die Feinde abzuwehren. Ich gebe mit der einen Hand das Geld aus, mit der anderen vertheidige ich mein Vermögen, das, wie Du heute gesehen hast, von vielen Seiten angegriffen wird."

Berlewitz war eigentlich nicht gekommen, um mit Brant über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Güter im Allgemeinen und über den Werth

und die sittlichende Kraft der Arbeit im Besonderen zu philosophiren, und er bemühte sich nun, das Gespräch auf ein Gebiet zu bringen, das vorläufig ein näheres Interesse für ihn hatte. Er kam auf den Brief der Baronin Kogler zurück, um, an diesen anknüpfend, von der Baronin selbst und dann vielleicht von Geraldine sprechen zu können. Mit dem Resultate, das er dabei erzielte, war er jedoch sehr unzufrieden. Brant sprach über die Baronin, so viel man nur wollte. Was aber die junge Dame betraf, der sie nach dem Rennen vorgestellt worden seien, so vermochte er sich ihrer kaum mehr zu entsinnen, jedenfalls wußte er nicht einmal mehr, wie sie heiße.

"Das ist ein starkes Stück!" sagte beinahe entrüstet Berlewitz.

"Warum denn? Das ist nur natürlich, ich habe überhaupt noch nie bei einer Vorstellung einen Namen richtig verstanden."

"Aber in diesem Falle! Uebrigens, es thut nichts. Kannst Du mich bei der Baronin Kogler einführen?"

"Mit dem größten Vergnügen! Sie hat morgen ihren Jour. Ich schreibe ihr heute eine Zeile, — sei überzeugt, daß sie über unseren Besuch ganz glücklich sein wird. Die Herren pflegen bei dem Jour's sehr rar zu sein, sie stehen daher hoch im Cours. Vielleicht finden wir da auch Deine schöne Geraldine, aber auf gar zu viel Unterhaltung darfst Du Dich nicht gefaßt machen."

"Warum nicht?"

"Du wirst ja sehen."

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Kochdruck verboten.

Vom Rheingau.

Von Alexander Baron von Roberts.

Wenn man die berühmteste Stromstrecke der Welt (Thal von Bonn nach Bingen) durchmessen und bei Rüdesheim die „ahnungsvolle Schlucht des Bingerlochs" verlassen hat, scheint der Rhein seinen Charakter gänzlich umzuwandeln. Aus steilragenden Felsengen, durch die sich der schmal eingedämmte Strom in fähnen Windungen zwingt, zuweilen über gefährliche Klippen wild dahinrauschend, gelangen wir zu

— gestreckten Hügeln,
hochgelegenen Gebieten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeshmühten Landesweiten."

Treffender konnte das Bild der sonnenbegnadeten Hügel-Landschaft, Rheingau genannt, nicht gefaßt werden, als in diesen Versen, mit denen Goethe seine Rheinfahrt einleitet.

Hier thronen keine trostigen Burgen auf düster bewaldeten Hängen, hier hallt das Echo der Felsen nicht wieder von dem Wassergelir ritterlicher Romantik, kein „Rinneloch" reitet hier den waghalsigen Ritt bergan auf dem schmalen Grate, um eines schnippsch-spröden Burgfräuleins willen; kein Knappe schaut hier, sich in Sehnsucht verzehrend, zu Thal auf das Nonnentloster, das die Geliebte birgt; auch fehlt es gänzlich an einer „Lei" (steiler Fels), die einer Lore von fraglich jagenhafter Existenz-Berechtigung zum Sitze diene, ihr Vied zu singen und das goldene Haar mit goldenem Kämme zu strählen. Nach erstreckt sich das Uferland an dem freispiegelnden und in majestätischer Ruhe dahingleitenden Ströme, landwärts nur mäßig ansteigend bis zu dem gewellten Rammte des Taunus-Gebirges. Die Rheingauer sind zwar fröhliche, aber sehr ordentliche Menschen, und sie betrachten die „blaue Blume der Romantik", die sich etwa in ihren Weinbergen ansiedeln will, als Unkraut und jäten sie aus. Der Boden ist sehr kostbar und das einzige Gewächs, das hier volle Berechtigung hat, ist die Rebe.

Es ist ein seltsam erhebendes Gefühl, durch Gemerkungen hinzuwandern, welche Namen tragen wie Steinberg und Marco-brunn, Raenthal und Rüdesheim, Geisenheim und Johannisberg, Gräfenberg und Ahmannshausen. Der Rheinwein birgt begeisternde Kraft, und so mag man auch eine Spur dieser Wirkung herausklingen hören, wenn man den Spruch der Sachverständigen-Jury auf der Londoner Weltausstellung von 1862 vernimmt, welche die Rheingauer Weine als die ersten der Welt erklärte. Kein Wein wird mehr besungen, und keiner löst so die Zungen und Herzen zum fröhlichen Gelange; beim alten Portwein, wie bei dem markigen Bordeaux, läßt sich nicht recht ein Lied anstimmen, und der Champagner, schließlich ein Kunstwein, thut wohl des Guten zu viel im Zungenlösen. So ist der Rheinwein der poetischste, wie er der deutschste ist, da er die deutsche Art nachahmt, ihre Kraft, ihr mildes Feuer, ihren „taumelhaften Geist", ihren Duft. Er erfreut und stärkt die Sinne zugleich; köstlich funktelt sein dunkles Gold im Römer, sein, lieblich und stark zugleich aleitet er über Zunge und Gaumen; unvergleichlich ist sein süß duftendes Bouquet, das selbst der geringeren Sorte entströmt. Der französische Reid nennt ihn daher auch „vin de toilette". Rheinwein kräftigt und verlängert das Alter, während er selbst sich seines eigenen Alters freut, denn wie die ehrwürdigen Fässer berühmter Cabineiseller ausweisen, vermag er Jahrhunderte zu überleben, ohne krank zu werden oder sich zu zerlegen. Auch sei zur Vervollständigung dieser Reihe von Tugenden ganz im Geheimen die nicht unwichtige Mitgetheiltheit, daß er „einen guten Rausch macht".

Nur wer zur Sommerzeit die Sonne nicht scheut, mag den Rheingau durchwandern, denn Straßen und Pfade bieten keinen Schatten, und die eigenartige, milchelförmig gehöhlte Form der ganzen Landschaft, die im Osten und Westen von Höhen und Hügeln, im Norden von einem ansehnlichen Gebirge umragt wird, während die volle Sonnenglut den ganzen Tag auf ihr ruht, läßt sie wie eine Art offenes Treibhaus erscheinen, dem die einmal gewärmte Luft kaum entweichen kann. Zudem vermehrt der Schiefergehalt des Bodens, der die Wärme am Tage aufsaugt, um sie in der Nacht auszulassen, sowie der rückstrahlende Schein des hier sehr breiten Wasserpiegels, die



Holländische Strandwache. Von Heinrich Schmitt. — Siehe Seite 180.

Sonnengüte. Um Sonne und wieder Sonne bittet und betet der Winzer; vernünftigen doch ein paar trübe und kalte Tage ihm die Arbeit und die Hoffnung eines ganzen Jahres zu vernichten. Sonne für die Weinblüte, damit sie richtig nach Johann beendigt ist; heiße Hundstags-Bluth für das Schwellen der Beeren; milde, wohlige Herbstwinde, damit der Wein in den Beeren zu „kochen“ vermag. — freundlich anreisenden Segensgruß bis in den November hinein, wo die Lese stattfindet.

„Weinwetter“ sagt man hier zu Lande für „schön Wetter“, und der Winzer späht misstrauisch nach jedem verdächtigen Wölkchen, das die Bläue des Himmels löst. Anderwärts giebt es Regen-Professionen, und es muß Wunder nehmen, daß die Rheingauer in kalten, regnerischen Sommern nicht um der Sonnengnade willen walfahrtig gehn. Einen besonderen Schutzheligen hat der Weinbau nicht, wenn man nicht den heiligen Theonastus als solchen gelten lassen will. Der Sage nach soll dieser Heilige nach seinem Märtyrertode zu Mainz in eine Weinfasse eingekerkert und im Rheine ausgelegt worden sein; die Ause trieb mit ihm stromab, und die Wunderkraft der Reliquie soll den Orten und Ufern, die sie passirte, den Wein gesegnet haben. Bei Raab landete die Fasse, und hier ist ja auch die westliche Grenze des Rheinganes, während seine östliche bei Schierstein, unweit Mainz, beginnt. Daß Theonast an den rebenumkränzten Dionysos der Alten erinnert, wie die Etymologen gefunden haben wollen, mag der Sage noch mehr Kraft verleihen.

Freilich, wie sehr sagt der Himmel mit echtem Weinwetter! Eine moderne Fee, von der so manches Wunder erhofft wird, die Statistik, gewährt dem rheinischen Winzer nur in jedem Jahrzehnt einen vollen Herbst, und mit jedem dritten Jahre muß er einen Mißwachs erdulden. Wenige Jahrgänge zählen zu den ausgezeichneten, — in pflichtschuldiger Ehrfurcht seien sie hier aufgezählt: 1811, 1822, 1834, 1846, 1857, 1865, 1868, 1874, 1884. Bekanntlich schreibt der Volksglaube dem Erscheinen eines Kometen weinbringende Kraft zu, und zweimal hat dieser Glaube nicht betrogen: 1811 und 1874. Ersteres Jahr bildet in den Wein-Annalen des Jahrhunderts den Glanzpunkt. Im November desselben fand man blühenden Hollunder, Weinstöcke trugen zum zweiten Male Frucht, und die Trauben waren von biblischer Größe und Schwere. Niemand Geringeres als Goethe hat auch das feurige und süße Traubengold des „Eifers“ im Liede verherrlicht.

„Rheingauer Luft macht frei!“ ein altes Sprichwort, das sich in dem unverwundlichen, durch keine Mißernie zu verderbenden Humor des rheinischen Winzers kund giebt. Die hier am meisten gebaute Rebe, der kleinbeerige Riesling, giebt zwar in guten Jahren den edelsten und süßesten Saft, in schlechten aber einen um so härteren „Austicher“, der dem berüchtigten Grüneberger „Dreimännerwein“ nicht den Vorrang gestattet. Aber man läßt die Enttäuschung darüber höchstens in Spottnamen aus, wie „Kambach“ oder „Garibaldi“, und trinkt die saure Gottesgabe dennoch in bester Laune. Gab es doch auch Zeiten, wo man ihn trinken mußte, da die abligen Gewaltigen von ihren Burghöfen herab das hörige Volk zum Verzichten ihres eignen schlechten Wachstums zu zwingen vermochten. Auch war ein Käufer eines Faßes besseren Weins gehalten, die gleiche Quantität „Kuchenpulver“ in den Kauf zu nehmen.

Ich begegnete an einem Herbstnachmittage einem mir bekannten Winzer, der mit Weib und Kindern in den Weinberg stieg. Alle festlich gekleidet. „Wir gehen Lef halten!“ rief er mir lachend zu. „Ich hab' im Ganzen fünf Trauben hängen, die wollen wir lesen!“

Zimmer fröhlich. — schon das nächste Jahr kann „die große Noth“ bringen, d. i. wenn es überall an Fässern mangelt, um die überströmende Fülle des überflüssigen Mostes zu bergen und die leere Schale des Faßes gern mit dem Inhalt eines andern bezahlt wird. „Fröhlich und fleißig“ — das ist Winzer-Devise. Hier in dem nördlichsten Weinlande der Erde muß mit harter, ununterbrochener Arbeit dem Boden abgerungen werden, was in südlichen Gebieten das Klima in verschwenderischem Segen fast verschenkt. Man betrachte nur den Rudesheimer Berg, — eine Terrasse baut sich über die andere, von Mauern gestützt, der ganze Rücken scheint künstlich aufgerichtet; für ein Fleckchen von zehn Neben schien es sich der Nähe zu lohnen, einen gemauerten Bau zu schaffen, dessen Fläche sich in günstiger Neigung von 20—25 Grad nach der Sonne lehrt. Dabei werden die weniger fruchtbaren Stellen mit besserem Erdreich überfahren, zuzugende Bodenarten mit dem vorhandenen Grunde gemischt und der Zutritt der Feuchtigkeit auf das richtige Maß gebracht. Der berühmte Nauenthaler Berg wurde f. B. an arme Leute verpachtet, da er für jede Bekannung unbrauchbar schien. Die armen Leute mußten nach unsäglich Mühe den Wein dort anzukübeln, und heute gehört das Dorf zu den reichsten des Rheinganes. Der nicht minder berühmte Steinberg sollte noch Anfang dieses Jahrhunderts in eine Fichtenzucht verwandelt werden, da er nichts mehr tragen wollte; heute gedeiht dort die edelste Cressenz.

Nirgends auch wird neben der Nebencultur selbst die Lese, Kelterung und spätere Keller-Behandlung so sorgfältig betrieben wie hier. Das mit Neben bebauete Areal ist nur klein, und so strebt der Ehrgeiz des Rheingauer Winzers dahin, statt der Masse lieber eine edle Qualität zu erzielen. Alle Weinfarten verkünden den Ruhm der Rheingauer „Auslesen“ und „Ausbrüche“, leider auch deren theuren Preis, der freilich in dem Umstande seine Begründung findet, daß die Trauben, ja bei Ausbrüchen sogar die Beeren, nach sorgfältig überwachter Reife (Celsäule) einzeln ausgelesen werden. Mit Recht gilt der Rheingau als die Hochschule der Weincultur.

Wohl ziemt es sich, hier derer zu gedenken, die den Ruhm dieser Hochschule gegründet haben, der Cisterzienser-Mönche von Kloster Eberbach. Die vornehmen, der Beschaulichkeit gewidmeten geistlichen Orden haben es stets geliebt, neben der Pflege des Geisteslebens den Spiritus seiner Kräutlein zu destilliren, so die Benedictiner und Kartäuser. Den Eberbachern verdanken wir einen Steinberger, Gräfenberger, Marcobrunner, Rudesheimer. Die heiligen Mönchlein waren es, welche überall im Rheingau mit Hade und Spaten und kundiger Befehrung die Cultur des Weines vorbereiteten und in die Höhe brachten.

Längst ist der Ordenssitz, welcher der Sage nach seine Gründung dem heiligen Bernhard von Clairvaux verdankt, seiner geistlichen Bestimmung entzogen. Doch bildet die alte Kirche des hochromantischen in einem waldumhüllten Thale am Fuße des Taunusgebirges gelegenen Klosters heute immer noch ein vielbesuchtes Wallfahrtsziel. Freilich im weltlichen Sinne, denn die Kirchenräume sind in eine großartige Kellerröhre verwandelt; es ist wohl der schäblichste Weinkeller der Welt, denn hier lagert unter der Obhut der königlichen Dominal-Verwaltung

ein Hochheimer von 1779, 1806, 1834; ein Neroberger von 46; ein Gräfenberger und Hattenheimer von selbem Adel; hier duftet die Marcobrunner Blume von 22; hier glühet das Feuer von Steinberg und Rudesheim in ihren ansagezeichneten Jahrgängen. Mit einer Art Weibegeduld betritt man die Halle, wo diese gewaltigen und ehrwürdigen Kaiser thronen, und das unvergleichliche Bouquet der Rheinwein-Geister die Sinne umtränfelt.

Noch ein zweites Kloster im Rheingau stand dieserart im Dienste des Heiligengottes Badus. Auf seinem freiliegenden Hügel, den die gartenartig gehaltenen Nebenhänge bedecken, thront über der sonnigen Landschaft der Johannesberg; sein weithin sich bares Profil bildet gleichsam das Wahrzeichen des Rheinganes. Hier waren es die Jünger des heiligen Benedict, die den Weltruf des Rheinweines gründen und fördern halfen. Doch wird ihnen als Trieb für diese Cultur-Arbeit das Gelüste der eignen weinreichen Junge nachgejagt. Das Kloster war eine Zeit lang seiner üppigen Schmelgerei wegen im Verfall. Wenn der Fürst von Fulda, unter dem es stand, hier zur Inspektion erschien, so pflegte er die Mönche zu einer „Unter-oder Besperzech“ einzuladen. Als sie einmal Alle besammten waren, fragte der Abt, ob sie auch ihre Brevierer mitgebracht hätten, denn man müßte alle Dinge mit Gott beginnen. Aber Niemand hatte an sein Brevier gedacht. So läßt uns diesmal gleich zur Sache schreiben, jagte der Abt, indem er zur Flasche griff. Ist nicht ein Propfenzieher bei der Hand? Da führen alle Hände in die Taschen, und kaum eine lam ohne den gewünschten Tröster wieder heraus, sodas fast noch einmal so viel Propfenzieher vorhanden waren, als Brevierer fehlten. So berichtet die von einem Schalle dicirte Chronik.

Ein wichtiges Geheimniß verdankt die rheinische Weincultur den Johannesberger Mönchen, das Princip der sogenannten Edeläule. Während früher der St. Gallustag (16. October) als äußerster Termin der Weinklese galt, wird jetzt meist im November erst damit begonnen. Die Trauben sollen an den Stöcken einen gewissen Grad von Fäulniß erreichen, hier am Johannesberge fast bis zum rosmariartigen Einrußeln, wodurch das Feuer in der Säufigkeit der Cressenz bedeutend gesteigert wird.

Heute prangt statt des fürstlichen Wappens von Fulda die ritterliche Fürstenthrone über dem Schloßportale. Daß der Johannesberger der König der Weine ist, dürfte ein Gemeinplatz sein. Sein hoher Preis macht ihn auch königlich exclusiv, und den Abiag findet seine der Quantität nach nur geringe Cressenz hauptsächlich an die Cabinets-Keller fürstlicher Höfe. Für profane Kenner bleibt der geräumige Keller unter der Terrasse selbstverständlich geschlossen. Wir grollen dessen nicht, — bietet uns doch die herrliche Sicht, die man von der Höhe dieser Terrasse aus genießt, des köstlichen Ausschusses genug für Auge und Herz.

Vor uns liegt das ganze Paradies des Rheinganes im Sonnengolde gebreitet, der majestätische Stromspiegel mit seinen gränubuschten Inseln, von Dampfem, Schiffe und Röhren belebt; fernhin im Dufte die zahlreihen Thürme des „goldenen Mainz“, der ehemaligen erzbischöflichen Herrscherin des Gauces; an den Johannesberg anschließend die Nebenhügel von Schloß Bollrath und Winkler-Holensprung; Marcobrunn und Hattenheim säumen mit ihren Weinbergen das Ufer, während der vornehme Steinberg, von einer Mauer umschlossen, sich an den Fuß des dunklen Waldgebirges lehnt; Niedrich-Gräfenberg schmiegt sich, vor jedem rauhen Wästchen geschützt, in eine Thalrinne; unter uns auf rothem Thonischer gedeiht der Geisenheimer-Rothberg, und als gleichsam beschützende Pflanzen der gelegenen Landschaft ragen dort die Nauenthaler Berge, hier der gemauerte Rücken von Rudesheim, auf dem hoch oben im Buchengrün die hehre, eberne Jungfrau die „Wacht am Rhein“ hütet. Ein lachendes, köstlich erquickendes Bild, dessen Erinnerung uns heis von Neuem aufglänzen wird, so oft wir den Römer voll des edlen Rheinweingoldes an die Lippen setzen werden.

Eine ästhetische Streitfrage vor dem Forum der Weiblichkeit.

Von Gerhard von Amyntor.

(Schluß.)

So geben Sie also für überlebensgroße oder unterlebenskleine Sculpturen doch die Bemalung zu?“ fragte mich Fräulein Martha mit dem unverkennbaren Ausdruck der Unsicherheit.

„Wenigstens eher, als für die lebensgroßen,“ bestätigte ich. „Barum soll man zum Principien-Reiter in einer Sache werden, in der sich die Parteien schon ohne Grund weidlich erhitzen und zur beflagenswerthen Einseitigkeit verhärtet haben.“

„Mit diesem Zugeständnisse werden Sie ja aber Ihren eignen, vorhin entwickelten Grundsätzen ungetreu!“ triumphierte der hartnäckige Badus.

„Nicht so ganz, als Ihnen dies scheinen mag,“ erwiderte ich, unbeirrt durch diesen erwarteten Vorwurf. „Gestatten Sie mir, daß ich mein Zugeständniß ein wenig beschränke. Nicht eine naturwahre, farbenschatte Uebertönung des kolossalsten oder minimal kleinen Bildwertes habe ich im Auge, sondern nur eine einfache oder meinetwegen auch mehrfache Tönung desselben in blässeren, vielleicht nur gehauchten Farben, und dies nur zum Zwecke, daß dadurch die Auffassung der Form dem Beschauer erleichtert werde. Ein winzig kleines Marmor-Figürchen erschwert wegen der Weiße und des Glanzes des Marmors allerdings die schnelle Auffassung der Form, besonders wegen des geringen Maßes der Vertiefungen und der dadurch bedingten schwächeren Schatten. Hier kann eine ein- oder mehrfarbige zarte Bemalung der Wirkung der reinen Form gute Dienste leisten; bei dem lebensgroßen Bildwerke aber würde der Augenschein, d. h. das malerisch-kunstschöne, gerade dem Formen-schein wesentlich Eintrag thun.“

„Aber,“ begann Fräulein Martha nach einer Weile, „meine Cousine will doch wissen, daß die klassischen Bildwerke der Griechen theilweise bemalt gewesen sind.“

„Nicht nur theilweise, mein gnädiges Fräulein,“ ergänzte ich, „sondern wahrscheinlich alle ohne Ausnahme. Wir verdanken die Kenntniß dieser Thatfache den mehrfachen Funden der neueren Zeit und dem unerermüdlichen Spürsinn unserer Archäologen, d. h. unserer Alterthums-Forscher.“

„Nun also!“ rief der jüngere Sigloph, „was brauchen wir noch mehr? Wenn die Griechen, die uns ja immer als unerreichtes Muster in Sachen der Kunst vorgeführt werden, ihre

Statuen lebenswahr bemalt haben, dann ist doch die Farblosigkeit unserer gegenwärtigen Plastik zugleich eine Geschmackslosigkeit!“

Ich senkte, denn mich beschlich das unheimliche Gefühl, daß ich eine schon durchgesprochene Sache am Ende noch ein zweites Mal würde durchsprechen müssen. Aber bald schöpfe ich frischen Muth; zwei so aufmerksamen und intelligenten Zuhörerinnen gegenüber würde es wohl nicht nötig werden, sich in Wiederholungen zu ergehen.

„Haben Sie vielleicht Ar's „Grenzen der Kunst“ gelesen?“ fragte ich die jüngere Dame.

„Nein, diesen Autor kenne ich gar nicht. Wie kommen Sie auf ihn?“

„Weil er an einer Stelle seiner außerordentlich interessanten und mit vieler Gelehrtheit verfaßten Schrift behauptet, daß Farbe der Ausdruck des Lebens, und daß das Weiß daher von einer gesunden Kunst bis zu einem gewissen Grade ausgeschlossen sei.“ An einer anderen Stelle erklärt er, daß für uns sicherlich gut genug sei, was den Griechen in ihrer Blüthezeit genügt habe. Eduard von Hartmann hingegen meint, daß es erst der geschmacklosen Kunst-Gelchtheit und principlosen Neuerungssucht unserer Tage vorbehalten gewesen sei, die Plastik in die kindlichen Anfänge einer längst überwundenen Periode zurückzuführen zu wollen. Die Herren Archäologen stehen eben vielfach mit den Ueberzeugungen der ersten Künstler und gebildeten Laien der Gegenwart im Widerspruch. Ich würde Ihnen die Lesung archäologischer Schriften empfehlen, damit Sie sich selbst ein Urtheil bilden könnten; ich fürchte nur, die Schreibart dieser Herren wird Ihnen nicht immer gefallen und verständlich sein. Da wird von Chryselephantinen, von akrotischen und polychromen Statuen geredet. . . .“

„Um Gottes willen, hören Sie auf!“ riefen beide Damen wie aus einem Munde, „was ist denn mit diesen barbarischen Worten gemeint?“

„Chryselephantinen sind die Erzeugnisse der griechischen Goldbleiben-Technik, akrotische und polychrome Statuen sind aus Marmor und Holz oder aus verschiedenen Steinarten zusammengelebte Bildwerke. Oh, ich sage Ihnen, Sie würden staunen über die Detail-Kenntnisse dieser archäologischen Fundeplätze! Die Herren wissen ihren Vitruv und Plinius am Schnürchen herzuführen und beweisen Ihnen unabweislich, daß die Metopen von Selinunt um's Jahr 600 v. Chr., und die Giebel-Figuren des Athene-Tempels von Regina um 500 v. Chr. farbige Nachahmungen der Natur waren. Ich will Sie mit solch gelehrtem Kram nicht aufhalten; ich gebe ohne Weiteres zu, daß sogar die Erzstatuen wahrscheinlich alle bemalt oder wenigstens bunt geätzt waren, was beweist dies aber für uns? Doch nichts anderes, als daß der Grieche der klassischen Kunstperiode in seinem Schaffen noch durch die aus Asien überkommenen Ueberlieferungen des Götter-Cultus streng gebunden war, nicht aber, daß wir, die Kinder einer neuen Zeit und die Vertreter einer von allen Cultus-Nüchtern befreiten Kunst, uns aus blindem Autoritäts-Glauben, aus kritikloser Vorliebe für alles Alte, die Fesseln eines abgestreiften Zwanges auf's Neue anlegen sollen. Ich stimme hier ganz mit Eduard von Hartmann überein, welcher sagt, daß wir, die wir eine so lange Strecke des kunstgeschichtlichen Entwickelungs-Ganges übersehen, auch die Pflicht haben, selbständig zu urtheilen und uns nicht blind vor der Autorität der am Anfang des Weges Stehenden zu beugen. Wenn wir durchaus jene kindlich-naive Statuen-Bemalung eines archaischen Götterbilder-Cultus für die Aufgabe der Plastik halten, weil sie allein im Stande sein soll, eine Naturwirklichkeit zu erzielen, nun, dann können wir ja jenem Dilettaro eine wirkliche blauegraue Tuchhose anziehen, eine seidene Schürze um die Hüfte wickeln und einen echten Fälsch auf seine durch eine Perrücke dargestellten Locken hängen; wir gäben ihm dann einen wirklichen, ausgestopften Affen unter den Arm, und es ließe sich gewiß nicht leugnen, daß die Figur so noch unendlich an täuschender Naturwirklichkeit gewinnen würde. Was hätten wir aber erreicht? Hätten wir in der That ein Kunstwerk des ästhetischen Formenscheins oder nicht vielmehr eine Art Wachsfigur geschaffen, die in eine Jahrmärkte-Bude gehört?“

Ich weiß nicht, meine Damen, ob ich mich genügend deutlich gemacht habe; ich fasse mich dahin zusammen, daß die Bemalung der Götterstatuen bei den Griechen ein Jopf war, der ihnen von den, noch im Banne des asiatischen Ungeschmades stehenden Urvätern überkommen war. Als ein zum Gebiete des Cultus gehöriger Brauch hat sich diese Bemalung länger erhalten, als es den zur vollen Selbstbestimmung gekommenen Künstlern der klassischen Periode immer lieb gewesen sein mag, und so mußte sich selbst noch zur Zeit des Praetores der Marmor eine bunte Behandlung gefallen lassen, die an den Heiligenschein gemahnt, den der Maler des Cinquecento seinen Madonnen um's Haupt zu malen gezwungen war.“

„Hören Sie auf!“ unterbrach mich die jüngere Dame, „mir fängt schon an der Kopf zu schmerzen. Daß Ihr Herrchen doch niemals eine Sache mit drei Worten zu sagen wißt.“

Fräulein Martha lachte. „Meine Cousine ist köstlich; sie verlangt einfach das Unmögliche. Ich meinerseits sage Ihnen jedenfalls meinen besten Dank.“

„Kommen Sie, meine Damen,“ bat ich nach einer pflichtschuldigen Verbeugung, „wir wollen, ehe wir diesen Ort verlassen, noch den Blick auf ein anderes Werk der farblosen Plastik werfen.“

Nach wenigen Schritten standen wir vor Eduard Müller's Prometheus-Gruppe.

Dies farblose, aber außerordentlich wirkungsvolle Bildwerk des genialen Meisters ist allbekannt; wer es noch nicht im Originale sah, hat es doch wohl schon in irgend einer photographischen Reproduktion gesehen. Wir standen schweigend vor dem aus einem einzigen weißen Marmorblock gehauenen Kolossalwerke und gaben uns ganz dem gewaltigen Eindringen dieses gefesselten und seinen Schmerzen trotzenden Gottes, so wie dem reizvollen Formen-Rhythmus der beiden unterhalten, schönen Oceaniden hin. Ich schaute empor zu den Augen des Gottes und fragte mich im Stillen, ob ich diese Augen bemalt wünschte, indem ich mich der Behauptung Ar's erinnerte, daß das der Pupille ermangelnde leere Auge allein genüge, um die nicht „polychrome“ Sculptur practisch ad absurdum zu führen. Beim besten Willen konnte ich diesem scharfsinnigen aller Bertheidiger der Banfarbigkeit nicht beistimmen. Wo wir uns ausschließlich dem Zauber der Form hingeben, vermiffen wir eben nicht die Farbe des Auges. Zudem bleibt das Auge, auch das bemalte, immer der heikelste Theil des plastischen Bildwertes, da die Ausgestaltung der Wimpern, die doch auch zur vollen Naturwirklichkeit gehören würden, in einem Stoffe, wie der Marmor, ganz unaußführbar ist. Ich hütete mich aber, diesem Gedankengange Ausdruck zu geben, und störte die Anbacht meiner beiden Damen durch keinen Laut.

Erst als wir uns zum Gehen wandten, fragte ich die Jüngere, sie war die vielseitig gebildete und hochbegabte Tochter eines amerikanischen Staatsmannes und hatte fast alle Museen der Welt kennen gelernt, ob sie auch für diese Prometheus-Gruppe auf einer Bemalung bestände.

Sie hob den Blick ihres klugen, blaugrauen Auges voll zu mir empor, und ein ehrliches „Nein“ kam über ihre rothen Lippen; dann hüchelte sie an die Seite ihrer älteren Cousine und zischelte dieser etwas in's Ohr, das für mich unverständlich bleiben sollte.

Als ich am Abende dieses Tages mit Fräulein Martha allein war, forschte ich nach der mir vorenthaltenen Bemerkung der Amerikanerin.

„Ich will Ihnen sagen,“ ward mir zur Antwort, „was Alice mir anvertraut hat. Sie ist jetzt ganz Ihrer Ansicht; sie gestand mir, ihre Unbefangenheit der unverhüllten Schönheit der Amerikaner gegenüber würde gestört worden sein, wenn diese bemalt gewesen wären.“

Ich überlasse es dem weiblichen Geschmade und Feingefühl, ob sich auch unter diesem Gesichtspunkte ein Bedenken gegen die Buntheit der Plastik rechtfertigen läßt.

Nachdruck verboten.

Ein Wort über Bazare.

Wem von uns ist nicht irgend einer von den vielen Wohlthätigkeits-Märkten gegenwärtig, der in vornehmen Räumen die hübschesten und elegantesten Erscheinungen der Hauptstadt an gepuderte Tische stellt, an denen allerlei Brauchbares und Unbrauchbares die Kauflust der Vorübergehenden zu wecken bestimmt ist? Wer in der Gesellschaft verkehren will, kann sich den Anforderungen, welche derartige Wohlthätigkeits-Veranstaltungen an ihn stellen, nicht ganz entziehen. Der Bazar hat vor allen anderen Unterstützungs-Methoden den Vortheil voraus, daß man seine Freunde zweimal brandschlagen kann, was anderweitig nicht leicht ginge: erst müssen sie schenken, dann müssen sie kaufen.

Es handelt sich hierbei nicht darum, geschenkte Gegenstände möglichst wohlfeil an den Mann zu bringen, sondern umgekehrt darum, umschbare Geldwerthe zu schaffen aus ungreifbaren Dingen, wie Grazie, Phantasie, Geschicklichkeit, Geist und Lebenswürdigkeit. Diese ungreifbaren Dinge sind überaus wichtige Factoren für den Erfolg eines Bazars. Grazie, Lebenswürdigkeit und Geist werden den Verkäuferinnen bei sämtlichen Tischen stets gute Dienste leisten. Wenn sie sich bei den Vorbereitungen für den Bazar nicht anstrengen wollen, so ist den Damen das Herstellen eines Blumen- oder Theetisches zu empfehlen.

Bei jedem Bazar ist immer der hübscheste Stand der Blumen-tisch. Diesen zu decoriren ist nicht schwer; die Verkaufsartikel an und für sich sind schon Decoration genug; wenn einige schöne, große Pflanzen als Hintergrund hinzukommen, so ist alles Nöthige gethan, und es bleibt den Verkäuferinnen nur übrig, selbst möglichst frisch und reizend neben ihren duftenden Waaren zu erscheinen. Da die meisten Männer, welche durch ihre sociale Stellung gezwungen sind, einen Bazar zu besuchen, sich am liebsten mit einem kleinen Bouquet „loskaufen“, so sind die Einnahmen an diesem Tisch meist die bedeutendsten.

Ein besonderes Talent gehört zum Arrangement eines gemüthlichen Theetisches, der schon an und für sich einen verlockenden Anblick bieten muß. Die Damen, deren Objore er anvertraut ist, müssen so viel als möglich die Rolle lebenswürdiger Hausfrauen spielen. Je mehr es gelingt, die in dem Getriebe Ermüdeten an dem Tisch heimisch zu machen, die Abgespannten durch ein freundliches Wort, irgend eine lebenswürdige Wendung zu erfrischen, je gemüthlicher es selbst dem Fremdesten in der Nähe des „singenden Kessels“ wird, desto vergnügter wird er seine Tasse wieder und wieder erhitzen und fröhlich überzählen.



Garderobe ist nicht mit glänzenden Kleider- und Wand-vesten, mit Spitzenabschnitzeln und dergleichen beschwert, für die sich keine wünschenswerthere Verwendung denken läßt, als das Bekleiden einer Armee von Puppen; man kann mit verhältnißmäßig geringen Mitteln eine so ansehnliche Reihe aufmarschiren lassen, daß das Entzücken das ganze Meinen, auf den Bazar verschlagene Volk an die Stelle banni, wo diese Wunder zur Schau gestellt werden. Gelingt es durch die Bekleidung der Puppen, die Einbildungskraft der Kleinen noch in irgend einer speziellen Weise anzuregen, indem man zum Beispiel Erinnerungen aus der Märchenwelt, — Rothhäppchen und Schneewittchen, Hansel und Gretel, Aschenbrödel, — zu Markte bringt, so ist der Jubel natürlich um so größer.

Unbezahlbare Hülfsmittel in geschickten Händen sind Pinsel und Brennstift. Wie reizend haben die gebrannten und leicht in Aquarell getönten Holzmodelle, die Stühchen und Tischchen (siehe Abb. 52-53 der Nr. vom 4. December 1887), die kleinen Bänke und Etageren sowie die Küchengeräthe (siehe Abb. 20-27 der Nr. v. 16. December 1886) gewirkt, mit denen einzelne der letzten Bazare geschmückt waren. Sehr schön präsentiren sich ferner die im Hintergrunde eines Tisches an einer spanischen Wand befestigten Papierfärbere in Form einer großen Düte aus grauer, leicht und decorativ bemalter Pappe, zu deren Anfertigung wir seinerzeit eine Anleitung gegeben haben (siehe Abb. 81 der Nr. vom 6. Nov. 1887). Sehr dankbar sind mit Delfarbe bemalte irdene Krüge, gebrannte Spantörbe (siehe Abb. 12 der Nr. vom 4. Dec. 1887), die mit bunter Seide ausgefüllt werden können, oder gemalte Pompadours, zu denen man sehr derbes Feinen nehmen kann (siehe Abb. 50 der Nr. vom 1. April 1888).

Es ist aber noch ein Weg, auf welchem Damen, die sich persönlich keine Mühe geben können oder wollen, für den guten Zweck thätig zu sein vermögen.

Fast Jedermann reißt, und wer offene Augen mitnimmt, findet tausenderlei Kleinigkeiten, die durch ihr fremdes Gesicht etwas Bestechendes haben, besonders wenn man sie aus ihrer Umgebung in die übercivilisirte Großstadt verpflanzt. Meistentheils sind es Dinge von sehr geringem Geldwerth, die nicht bequem zu transportiren sind. Darum ist der Vortheil, den der Wiederverkauf derselben bietet, für die Kaufleute zu gering, die Sachen kommen daher nicht in den Handel, ziehen durch ihr fremdländisches Aussehen, durch ihre Eigenartigkeit an und haben Monopol-Preis. So können ganz ordinäre Bauern-Töpfereywaaren aus Thüringen oder Italien mit ihren malerischen Formen und harmonischen Farben einen herrlichen Bazartisch bilden. Ebenso findet man populäres Spielzeug in Oesterreich, Korbwaaren in Thüringen, gewisse Vorhänge in der Schweiz, Glaswaaren, Schnitzwaaren, Lederwaaren, — immer handelt es sich jedoch darum, Fremdartiges, Ueberraschendes aufzutreiben.

Hat man selbst das Arrangement eines Tisches übernommen, so muß man vor Allem für mehrere Gruppen von neuen, eigenartigen Gegenständen sorgen, die man als Kerntuppen in geschlossenen Reihen aufmarschiren lassen kann.

Ein Tisch sollte nie ganz vereinzelt, ohne Hintergrund und ohne Uebergang zu demselben dastehen. Kann man die Wände mit hübschen, malerischen Stoffen drapiren und ein paar spanische Wände zu Trägern von verkäuflichen Waaren machen, so bekommt der in Frage stehende Stand sofort ein isolirtes Aussehen und wirkt in seiner Abgeschlossenheit vornehm und meist auch malerisch zugleich.



Die Waaren, bei denen man zwischen den oben erwähnten eigenen Kerntuppen und dem fremden, fliegenden Hülfscorps unterscheiden muß, müssen des bequemen Verkaufens wegen tagirt werden und sollen, mit deutlich bezeichneten Preis-Etiketten versehen, eine möglichst günstige Ausstellung erfahren. Daß man dabei, so viel als irgend thunlich, den Geschmack, den ein eleganter Salon ausbildet, mit der practischen Einrichtung eines Verkaufstisches in Einklang zu bringen hat, versteht sich von selbst. Haben wohlwollende Freunde mitunter allzu geschmackloses geschenkt, so trachtet man diese Gaben entweder an einen anderen Tisch, dem es mehr auf Menge als auf Qualität ankommt, weiter zu befördern; ist dies nicht thunlich, so versteht man die verunzierenden Dinge, so weit sich dies erzielen läßt, und bringt sie nur zum Vorschein, wenn irgend ein Käufer besonders veranlagt scheint, gerade für derartige Objecte die richtige Kauflust zu besitzen.

Hat der Verkauf Lücken in die Waaren gerissen, so ist ein beständiges Umordnen und ein Zusammenziehen des Uebrigbleibenden auf einen immer kleineren Raum sehr zu empfehlen; ein unordentlicher, halb abgeräumter Bazartisch, den nicht eine sorgfältige Hand immer wieder putzt und ordnet, sieht fast so häßlich aus, als ein Speisetisch nach dem Essen.

Was die Toilette der Verkäuferinnen anlangt, so ist bei den meisten Berliner Bazaren elegante Bistten-Toilette oder sogenannte „kleine Diner-Toilette“ üblich. Hohe Seidenkleider, lange Handschuhe, je nach Belieben geschlossene Hüte oder bloße Köpfe, — das ist die gewöhnliche Ausrüstung für das Bazar-Turnier.

Die untrüglichen Waffen aber sind ein lebenswürdiges Wesen, ein immer freundliches Gesicht und eine anziehende Stimme.

Bazar-Arbeiten.

Nicht minder empfehlenswerth als die in obiger Bauderei erwähnten Arbeiten sind diejenigen, welche die eingestrenten Abbildungen veranschaulichen und deren Herstellung wir noch einige Worte widmen möchten. Blumen aus Gummi-Knetmasse,



die man bronziert oder buntfarbig bemalt, verziern in gefälligem Arrangement die Schilderei, sowie das gleichfalls zum Decorationsstück bestimmte Trinthorn. Zur Herstellung der ersteren dient ein Stück Weißblech, das an den Ecken zierlich umgebogen und in der Mitte mit einem Bildchen verziert wird. Letzteres kann sowohl eine Delmalerei oder farbige Photographie, als auch ein sauber übertragenes Abziehbild sein. Zum Trinthorn ist eine der in jedem Spielzeugladen vorrätigen Horntrumpeten verwendet. Das abzuschraubende Mundstück ersetzt man durch eine zierliche, aus Gummi-Knetmasse geformte Spitze, welche, wie das Innere des Hornes, kupferfarben bronziert ist; dazu farbige Bänder. — Das auch als Schmuck- oder Stednadel-Behälter verwendbare Caviarfäßchen erhält zunächst in einer leichten Lösung von Kurzbeize und Pikrinsäure eine feine, grünlichbraune Färbung, auf welcher die mit Ruschelgold ausgefaltete Brandmalerei sehr hübsch wirkt. — Böhmisches bunte Glassteine, Goldschmuckchen, Cantille, sowie Goldblau und Goldperlen, Spitzen u. s. w. dienen zur Anfertigung der nach alten spanischen Einbanddecken hergestellten Visitenkarten- oder Notizbüchlehen. Der aus Carton geschnittene Deckel wird auf der Außenseite mit irgend einem Reisthen Damast bezogen und dann mit dem obengenannten Material beliebig verziert. Die Steine, deren Glanz und Farbe Staniol-Unterlagen erhöhen, werden aufgenäht, ohne Einfassung aufgeklebt. Ueberwundene Stiche verbinden die Innenbekleidung mit dem Oberstoff; Schmuckchen oder Goldspitze um den Außenrand.

Sehr hübsch sind aus Seidenpapier in zwei Tönen Rosa, Roth, Chamois u. s. w. hergestellte lange Malven-Zweige. Weidenruthen bilden den mit grasfarbem Seidenpapier umwickelten Stengel. Die geschlossenen Knospen erfordern eine Papierrundung von 10 Cent. Durchmesser, welche über ein kirchgroßes Baumwollen-Bällchen dicht zusammengefaßt und mit grün besponnenem Draht fest abgebunden wird. Den Draht muß man für Knospen und Blüthen stets so lang nehmen, daß er zum Anbinden an den Stengel ausreicht. Andere, ein wenig geöffnete Knospen zeigen das Bällchen mit farbigem Papier überdeckt; an diesen ist die vorstehende Krone abgeschnitten und statt ihrer eine grüne Hülle aus einer 5-6 Cent. großen Rundung angedrückt. Größere Knospen bestehen aus ein- oder zweifarbigen, im Durchmesser 6 Cent. großen und einer etwa 1 Cent. größeren grünen Rundung; jede derselben wird in ihrer Mitte zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand spitz zusammengefaßt und durch die Finger der rechten Hand krausgezogen. Durch die in einander geschobenen Blätter fährt man man dann von außen mittelst einer starken Stopfnadel einen besponnenen Draht, dessen Enden unter der Knospe zusammen gedreht werden. In gleicher Weise sind die offenen Blüthen herzustellen, nur variiert bei diesen die Zahl der abgestuften Blattrundungen; diese messen für das Innere der Blüthen 7 Cent., die untergeschobenen 8, 9 und 10 Cent. im Durchmesser. Die grüne Blattrundung ist etwa 2 Cent. kleiner, als der Umfang des äußersten farbigen Blattes und leicht ausgebogen. Zwischen den Blüthen zeigt der Stengel Blättchen aus grünem Seidenpapier, 14 Cent. lang, 6 Cent. breit und in der Mitte zusammengefaßt. Große Stoffblätter bilden den Abschluß jedes Malvenstieles.

Nachdruck verboten.

Aus der Berliner Gesellschaft.

Berlin, Anfang October.

Dem böse verregneten Sommer sind sonnendurchstrahlte Herbsttage gefolgt. Fröstelnd und in unbehaglicher Stimmung, dem Jupiter pluvius grolend, hatte man im Juli und August die Erholungszeit am Strande und in den Bergen abgewartet und war zu den traulichen Penaten zurückgekehrt. Nun aber leistete der launische Wettergott sich unerwartet einen seiner fatalsten Scherze; die Koffer waren kaum ausgepackt und die noch feuchten Regenschirme soeben erst in die Ecke gestellt worden, da lästete sich das Gewölk am Himmel, und azurblau lachte und leuchtete das Firmament auf die erstaunte Menschheit hernieder. Trau! Einer diesjährig den lodenden Versprechungen des Himmels! Die reisemüden Badegäste hatten genug an den Regenschauern, die ihnen die lang bemessene Ferienzeit so bitter verdorben, — sie blieben heimlich zu Hause, und so kam es denn, daß unsere Residenz schon im Frühherbste das ganze glänzende Mosaikbild einer vollen Winterfaison aufzuweisen hatte. Noch ein anderes Moment, als die Ungunst des Wetters, trat hinzu, die Gesellschaft heuer früher als sonst in den Mauern der Hauptstadt zu vereinigen. Zwei neue große Theater sollten in den ersten Tagen des Septembers eröffnet werden, — das war ein Ereigniß, mit dem man rechnen mußte.



Was die übrigen Tische anbelangt, so ist der Spielraum für die Vorbereitungen ein viel größerer. Hier treten Phantasie, Wit und Geschicklichkeit in ihre besonderen Rechte. Vor Allem will stets etwas Neues erfunden und in anmuthiger Form gebracht werden; dann sollen aber auch durch die Geschicklichkeit der eigenen Hände werthlose Gegenstände einen Werth erhalten, — und dies gelingt bei wirklichem Bemühen leichter als man denkt.

Günstige Abjaggegenstände sind Puppen, und welche

Die Physiognomie einer Berliner Theater-Premiere trug bisher stets denselben, nicht gerade besonders vornehmen Charakter. Von den „oberen Zehntausend“ pflegte nur ein kleinerer Bruchtheil die Logen zu bevölkern, der fast allein der besseren Finanzwelt angehörte. Das scheint seit Kurzem anders geworden zu sein, und wir freuen uns herzlich über diesen Umschwung der Dinge. Es war an der Zeit, daß unsere aristokratischen Kreise ihre Zurückhaltung in Sachen der Muse aufgaben und das Protectorat über die schönen Künste lediglich der Plutokratie überließen. So trugen denn auch die ersten Vorstellungen in dem neu eröffneten Vesting-Theater des Dr. Dölar Blumenthal und dem Berliner Theater Ludwig Barnau's äußerlich ein ganz anderes Gepräge als sonst. An beiden Stellen hatte sich ein glänzendes Auditorium eingefunden, das in seiner Gesamtheit die ganze elegante Welt Berlins repräsentirte. Die Herren waren, französischer Sitte folgend, an diesen Abenden gleichfalls in großer Gala erschienen, die sich bei den Helden der Schöpfung, Dank einer thörichtigen Modelaune, freilich nur auf das häßliche, Trad genannte schwarze Spitzkleid beschränkte. Die Feierlichkeit der Physiognomie wurde durch diese äußerlichkeiten indessen erhöht, und damit war der Zweck der Sache erreicht. Leider bin ich kein kompetenter Toiletten-Berurtheiler, sonst würde ich Wunderdinge von all' den zahllosen reichen und geschmackvollen Kostümen erzählen, die man in den Logen und im ersten Rang bewundern konnte. Göttin Mode feierte jedenfalls einen ihrer schönsten Triumphe, — sie konnte zufrieden sein. An besonders auffallenden Blüthen in diesem schimmernden Blumenkreise mangelte es freilich auch nicht. So fand beispielsweise die seltsam excentrische, mehr einem Demi-Habillé oder einem Strand-Kostüme als einer Soirée-Toilette gleichende Gewandung einer berühmten englischen Tragödin, die von der Fremdenloge aus der ersten Aufführung des „Demetrius“ im Berliner Theater bewohnte, wohl nur deshalb so große Beachtung, weil sie — ganz englisch war. In ihrer Nähe hatte eine andere Tragödin berühmten Namens, das gefeiertste Mitglied einer unserer größten deutschen Bühnen, Platz genommen, eine Dame in dunkler Seide, deren Brust so reich mit Orden und Medaillen geschmückt war, daß ein Oberstlieutenant sie darob hätte beneiden können. Natürlich fehlten auch die üblichen Fremden-Typen nicht, jene Geister, denen man vor jedem emporkommenden Bühnen-Vorhange immer und immer wieder begegnet und denen man es zumeist oder häufig ansieht, daß weniger die Liebe zur Kunst, als die Sucht, sich zu zeigen und gesehen zu werden, sie hierher geführt hat.

So ist denn die neue Saison glanzvoll genug eröffnet worden. Die Verprechungen, die uns an den ersten Theater-Abenden gegeben wurden, klangen verheißungsvoll, und noch liegt kein Grund vor, ihnen zu mißtrauen. Auch das Volk wird jubeln, wenn die beiden Bühnen, die an Stelle der alten Walthalla und des ehemaligen Ostend-Theaters der Pflege volkstümlicher Poesie errichtet worden sind, den hehren Beruf erfüllen, den sie sich vorgezeichnet haben, — denn gerade jene Kreise unserer Gesellschaft, die wir gemeinhin in unrichtiger Bedeutung des Wortes mit „Volk“ zu bezeichnen pflegen, besaßen bisher noch keine Kunststätte in Berlin, wo sie sich für billige Eintrittspreise an den Schöpfungen der großen Geister unserer Nation erfreuen konnten. Trotz der ersten Herbstwinde, die durch die Straßen stürmen, und trotz der fallenden Blätter von Baum und Strauch ist somit neues, erfrischendes Leben in unserer Residenz erwacht. Winter und Frühling haben uns Unglück und Trauer gebracht, die alles künstlerische und gesellschaftliche Leben brach legten, — die neue Phase, in die wir getreten sind, wird hoffentlich um so herrlicher alle Knospen zur Blüthe und zur Entfaltung bringen, ob auch die Natur abermals dem Winterschlaf entgegen strebt und der erste Nordwind uns die ersten Eis-Kristalle in's Antlitz treibt...

Klaus von H.

Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Auguste Victoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen. Siehe das Bild, Seite 177. — Am 22. October vollendet Kaiserin Auguste Victoria ihr dreißigstes Lebensjahr, und aus Millionen deutscher Herzen werden an diesem Tage, an welchem die hohe Frau zum ersten Male ihr Geburtsfest im Schmucke der Kaiserkrone begeht, heiße Segenswünsche für sie zum Himmel emporsteigen. Wohl niemals war es einer fürstlichen Frau beschieden, sich die Herzen ihres Volkes so im Fluge zu erobern, wie ihr. In der Zurückgezogenheit von Dolzig und Primmelnau, den Schlössern ihres Vaters, des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein, aufgewachsen, trat sie zum ersten Male in den Glanz eines großen Hofes, als sie als Braut des Prinzen Wilhelm ihren Einzug in die Kaiserstadt Berlin hielt. Weiße Tauben, mit Myrtenkränzen zierlich geschmückt, flatterten ihr auf dem Pariser Platz entgegen, und allgemein wurde es als ein günstiges Omen aufgefaßt, daß eines der Thiere sich furchtlos auf dem Galawagen niederließ, in dem die fürstliche Braut ihren Einzug hielt. Mehr als sieben Jahre sind seit dem Tage verfloßen, an dem Prinzessin Auguste Victoria zu Schleswig-Holstein an der Seite des Prinzen Wilhelm von Preußen an den Altar trat, sieben Jahre des reinsten ehelichen Glückes, in denen sie ihren Gemahl mit fünf blühenden Söhnen beschenkte, sieben Jahre, in denen sie den Schmerz um den herbsten Verlust mit ihrem kaiserlichen Gemahle getheilt hat, sieben Jahre endlich, in denen sie die erste Frau Deutschlands wurde, — die erste Frau nicht nur ihrer Stellung nach, sondern auch als ein Muster weiblicher Milde, weiblicher Zurückhaltung, weiblicher Fürsorge für die Armen und Elenden, echter Frömmigkeit und wahrhafter Frauenwürde.

Holländische Strandwache. Von Heinrich Schlitt. Siehe das Bild, Seite 180. — Glatt wie ein Spiegel ist die See, und die Sonne glüht hell auf das Wasser hernieder. Das ist kein Wetter und keine Zeit für Schmuggler-Schiffe; die warten lieber die dunkle Nacht ab, und je toller der Sturm wüthet, um so besser ist es für sie, denn sie kennen das Fahrwasser an der Küste auf das Genaueste und fürchten ein Unwetter weniger, als die scharfen Augen und wohlgezielten Augen der Strandwache. Da kann die letztere es sich bequemer machen; im Schatten des Schanztorbes sitzt es sich gut, so gut, daß sogar die mit ihrer Genever-Flasche von Wache zu Wache eilende Marktenderin den ihr dort angedotenen Platz nicht auschlagen mag und eine halbe Stunde mit den Strandwächtern verplaudert.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Der Staatssecretär Dr. von Stephan und seine Gemahlin haben am 25. September in aller Stille und ländlicher Zurückgezogenheit im Kreise ihrer Familie die Feier der silbernen Hochzeit begangen.

London. — Die Prinzessin von Wales entging kurz vor ihrer Abreise aus Gmunden einer großen Lebensgefahr. Die hohe Frau war mit ihren Töchtern auf einer Spazierfahrt begriffen und kam an eine Eisenbahn-Barrière. Dieselbe war noch offen, doch von Weitem ertönte ein Signal. Die Prinzessin fuhr ahnungslos an der Barrière vorbei in dem Moment, als sich beide Stangen, die von der Station aus dirigirt werden, senkten. Die eine Stange streifte noch leicht den Hut der Prinzessin Luise, während die andere Stange den Weg nach vorne versperrte. Der Wagen stand auf den Schienen, und von Weitem brauste ein Zug heran. In diesem kritischen Momente kam der im zweiten Wagen folgende Adjutant Oberst Glar mit großer Geistesgegenwart zu Hilfe, hob die erlauchten Damen aus dem bedrohten Gefährte und wandte letzteres noch zur rechten Zeit um, wodurch auch Pferd und Wagen gerettet wurden.

Der Duke of Norfolk, das Haupt der katholischen Partei in England, dessen Gattin vor einigen Jahren gestorben ist, wird sich, wie englische Blätter melden, mit einer jungen Amerikanerin, Miss Virginia Mac Tavish, verheirathen. Der Herzog, der sich eines ungeheuren Reichthums erfreut, hat seine Braut auf der Insel Nibel kennen gelernt. Die künftige Herzogin ist eine schlanke hochgewachsene blondhaarige Dame von fünfundsiebenzig Jahren. Ihre Heimath ist Baltimore.

Stockholm. — Die Königin von Schweden unterzieht sich gegenwärtig zur Beseitigung ihrer Nervosität einer besonderen Behandlung. Nach Verordnung der Aerzte steht sie früh auf, bringt selbst ihr Bett in Ordnung, regt ihr Zimmer aus und räumt dasselbe auf. Darauf macht sie vor dem Frühstück einen Spaziergang, arbeitet dann bei den Blumen und beschäftigt sich den ganzen Tag außerhalb des Zimmers. Die Königin soll die Vorzüge dieser Hausmädchen-Cur bereits erlangt haben.

Petersburg. — Der Großfürst-Thronfolger von Rußland hat sich, wie von mehreren Seiten übereinstimmend gemeldet wird, mit der Prinzessin Raud von Wales verlobt.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Die Boas, die im vergangenen Jahre nur schüchternen Erfolge zu verzeichnen hatten, sind heute auf der ganzen Linie Sieger. Boas in allen langhaarigen Pelzarten, besonders in Stunks, weißem Angora oder goldgelb gefärbtem Nerz, vervollständigen, von passenden Muffs und nicht selten auch von Barett's begleitet, die Promenaden-Toiletten; sie werden jedoch noch überholt durch Garnituren aus Marabout- und anderen kostbaren Feder-Arten. Im Ball- und Concert-Saal, wie im Theater haben sich zum Schutze gegen Zugluft die Boas aus Schwanenpelz sowie aus Spinnen in allen Farben eingebürgert.

Schon im vorigen Jahre fanden die als Schlaf-Agraffen für Paletots &c. und zur Garnitur von Barett's, Muffs &c. verwendeten Pelzthiere viele Liebhaberinnen, namentlich in der jüngsten Generation. Waren es damals kleine Hässchen und Füchse oder Katzenköpfe, welche das Entzücken der Kinderwelt erregten, so liebt sie es in diesem Winter, sich mit zierlichen weißen Mäuschen und dunkelfarbenen Kobben zu schmücken. Erstere sind aus weißem Katzenfell, die Kobben aus Sealskin hergestellt. Varrhaare aus Schweinsborsten, Glasaugen und Eisenbrin-Zähne geben dem Köpfechen der Kobbe einen naturgetreuen Ausdruck. H. 11.

Eine aus England zu uns herüber gekommene Modelaune, die zuerst nur für sportliebende Damen von Interesse zu sein schien, jedoch bald auch in weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit zu fesseln wußte, ist ein Armband aus Leder mit einem Behälter für die Uhr. Diese wird von der Rückseite in die halbkugelförmige Hohlung des Armbandes geschoben und durch eine mit Riemen zu schließende Klappe gesichert; eine Schnalle vermittelt den Schluß. Wirkliche Dienste verspricht das Uhr-Armband nur im Winter beim Eislauf und auf der Reise zu leisten. Die gewöhnlichen Uhr-Armbänder sind aus hell naturfarbenerm Kalbleder hergestellt, jedoch hat man auch solche in eleganterer Ausstattung aus Krokodilen- oder grünlich schillernder Schlangenhaut. Diese sind nach der Form des Armes gebogen. H. 11.

Die glitzernden Perlen haben sich von der Promenade fast vollständig in den Ballsaal und den Salon zurückgezogen. Auf



Stoffgrund oder durchbrochen, mit weißen oder gleichfarbigen Schmelz- oder Wachsperlen ausgeführte Bordüren um Kopf und Ueber-schleppe, vervollständigt durch Einfachtheile für Kopf und Taille, bilden einen feenhaften Schmuck, der dem Glanz der Gold- und Metall-Stickereien fast gleichkommt. Letztere liegt in wahrhaft orientalischer Pracht vor uns. Bei ihrem Anblick klingt es uns wie ein Märchen aus frühester Kindheit im Ohr: „Und der Prinz schenkte der schönen Prinzessin ein Hochzeitskleid, das war über und über mit Sternen besäet“. Nicht mit Sternen, wohl aber mit den dunkel leuchtenden, grün schillernden Füllgelbeden eines brasilianischen Käfers. Andere Stickereien zeigen auf farbigem Tuchgrunde farbige Seide, viele auch noch Metallfäden verschiedenster



Färbung. Das zarte, poetische Genre vertreten eine für Brautschleppen bestimmte, weiß gestickte, mit Wachsperlen, Gold-Füßlern sowie Gantille in Silber und Gold belebte Bordüre. H. 3.



Wien. — Eine Neuheit, die nicht verfehlt wird, Sensation zu erregen, sind die hochleganten „umschleierten“ Toiletten. Es ist nicht möglich, den vornehmen und dabei so poetischen Eindruck zu überbieten, den eine solche Schleppe-Robe aus schwarzem Seidenstoff hervorbringt, die, vom Halse bis zum äußersten Ende der sehr langen Schleppe, vollständig von duftigem, klein getupftem schwarzen Tüll umhüllt erscheint.

Als Typus einer Pracht-Toilette für glänzende Soiréen darf folgende Schleppe-Robe gelten: Taille, wie lange, glatte Schleppe sind aus schwerem, kostbarem, goldgelbem Poulx de soie gebildet. Die letztere umrandet eine breite, überaus reich in Gold gestickte Bordüre von schöner, effectvoller Zeichnung, während das reizend angeordnete Devant aus goldgelbem Gazestoff sowie das aus denselben transparenten Gewebe hergestellte, anmuthig gekrenzte Fichu und die gebuften Aermelchen, mit dichter Goldstickerei in kleinem Pleinmuster bedeckt sind. Die gleiche Toilette kann, je nach individuellem Geschmack, in Rosa mit Silberstickerei, Lilgrün mit Gold, Blau mit Silberstickerei, Grau mit Stahl-Füßler-Stickereien &c. ausgeführt werden. Th. M.

Paris. — Noch niedriger als die Herbsthüte stellen sich die Winterhüte dar. Die großen Hutfabriken verfertigen die reizendsten Modelle aus fast ganz weichem Filz mit seitwärts gepaltener Krempe und Sammetfutter, unter dem ein seidener Rand hervorsteht. Eine besondere Kunst besteht in dem Arrangement der Federn, die fast bis auf die Schulter herabfallen. Dasselbe Modell wird man in allen Farben und sowohl in Sammet wie in Filz ausführen.



Nachdem das Genre Directoire und Empire bei allen Modedamen Eingang gefunden, hat jüngst eine Versammlung von Schneiderinnen die Einführung des Kostüms Ludwig XIII. beschlossen. Befindet sich unter den bisher geschaffenen Modellen auch noch kein besonders glücklicher Wurf, so sind die heutigen schweren Seiden- und Plüschstoffe jener Tracht doch im Ganzen günstig. Auch lassen sich ihre Formen sehr leicht variiren. So kann man die Robe anstatt vorn, an der Seite über einem helleren Seiden-Einsatz öffnen, von dem dann das Atmosfärischen sich zierlich abhebt und eine schopfartige Verlängerung der Taille bildet. Halskrause und Manschetten aus alten Spitzen geben dem Anzug einen noch eleganteren Anstrich.

— Dank der diesjährigen schweren Stoffe, namentlich der häufigen Zusammenstellung von gemustertem Plüsch und glatten Sammet, sind die Winter-Toiletten von außerordentlicher Einfachheit. Ein bunt-carrierter Plüschrock und ein Ueberkleid aus glatten Sammet bedürfen keiner weiteren Garnitur, als mächtig breiter Seidenstreifen, auf welchen keine Seidenschur in Schlangelinien aufgelegt ist. Diese Schnurstickereien sind sehr modern und bilden die unerlässliche Ausstattung jener einfachen Art von Kostümen, die den ganzen Winter Bestand haben wird.

B. de G.

— Damenbretortartige Seiden-Jerseys in allen Farbenverbindungen sind eine Winter-Neuheit, welche der Ferien-Bazar auf den Markt gebracht hat.

S. J.



Wirtschaftliches.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Krankenkost.

Jeder, der sich schon einmal im Leben um die Küche befummerte, wird wissen, welche Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Sauberkeit erforderlich ist, um Speisen, — seien es auch die einfachsten, — gut und schmackhaft zu bereiten. In sehr viel höherem Maße sind die erwähnten Eigenschaften erforderlich, sobald es sich um eine Krankenkost handelt; denn nicht allein sind die Organe des Kranken meist gereizt und die Geschmack- und Geruchsnerven wesentlich schärfer als in gesunden Tagen, so daß Säuren, Gewürze zc. fast ganz vermieden werden müssen, — sondern der in der Regel mangelnde Appetit, ja ein Widerwillen gegen Speisen überhaupt erschwert es oft dem Pflegenden, das Nützliche zu troffen und die von dem Arzt bestimmte Kost so zu bereiten, daß sie willig genossen, dem Leidenden förderlich und nutzbringend wird. Doch die Methode der Kranken-Ernährung hat in den letzten Jahren eine große Wandlung erfahren; man nimmt heute zunächst darauf Bedacht, daß sie rationell sei, vermeidet größere Portionen, concentrirt dagegen die größtmögliche Kraft in kleinen Dosen; wo früher ein Teller Bouillon gegeben wurde, genügt jetzt oft ein Gefäß voll. Für Schwerkranken verordnen die Ärzte fast ausnahmslos den in verschiedener Weise bereiteten

Beef tea, Thee von Rindfleisch. — Man schneidet 1/2 Kilo fettiges Rindfleisch in Würfel, thut diese in eine kleine Gasserole, die am besten neu sein, mindestens aber eine unverfehrte Emaille haben muß, gießt einen Zassentopf Wasser auf und stellt sie verdeckt in ein größeres, mit Wasser gefülltes Gefäß, in welchem das Fleisch zwei Stunden kochen muß. Durch ein Sieb gegossen, muß die Brühe erkalten, wird entfettet, ein wenig gefalzen, und dem Kranken, — wiederum erwärmt, — gegeben. Nach anderer Art giebt man das geschlittene Fleisch in eine starke Glasche (Champagner-Glasche), kocht diese leicht zu und läßt sie 5-6 Stunden im Wasserbade kochen. Es fehlt also bei dieser Bereitung auch der geringe Wasserverbrauch.

Eine angenehme Abwechslung, die namentlich auch erfrischend und erquickend wirkt, ist:

Fleisch-Gelée. — In diesem nimmt man meist Kalbschiffe, deren Knochen eine leimartige Substanz absondern, und kocht sie nebst einem Stüde derben Fleisches ohne Wurzelwerk auf schwachem Feuer 4-5 Stunden. Abgegossen, läßt man die Brühe erkalten, entfettet sie und seigt sie in einem sauberen Topfe abermals auf's Feuer, den Saft einer Citrone, ein Glas Weißwein, und für den Fall, daß die Masse eine genügende Consistenz nicht gehabt hätte, einige Blätter bester Gelatine hinzuzufügen. Sobald sie zu kochen beginnt, rührt man 1-2 zu Schnee geschlagene, ein wenig gesaltene Eiweiße darunter, schlägt sie mit dem Quirl kräftig durch, zieht sie vom Feuer, und bedeckt den Topf mit einem Deckel, auf den man glühende Holzstohlen legt, ihn an warmer Stelle stehen lassend. Sobald sich das Eiweiß zu einer dichten Decke zusammengezogen hat und eine Klärung erfolgt ist, gießt man die Brühe durch eine, über die Röhre eines umgekehrten Stuhles gespannte Serviette, das zuerst noch trübe Durchlaufen zu rücklassend, und giebt das so gewonnene Gelée, welches von durchsichtiger Farbe sein muß und, je nach ärztlicher Erlaubnis, mehr oder weniger piquant abgeschmeckt werden kann, dem Kranken theelöffelweise.

Hühnerfleisch. — Ein junges Huhn wird mit 1 Liter Wasser und Salz weich gekocht, das Brustfleisch vom Knochen gelöst, fein geschnitten und im Mörser gestochen. Dann gießt man die inzwischen gefärbte Bouillon, kurz eingekocht, über das in eine Gasserole gegebene Fleisch, und zwar soviel, daß es einem dicken Brei gleicht, der, — auf Verordnung, — mit einem Eigelb und etwas süßer Sahne aufgeschoben werden darf. — Wenn auch der für den Gesunden maßgebende Geschmack bei Bereitung der hier angegebenen Recepte nicht bestrickt werden würde und die Speisen immer nützlicher und sader erscheinen werden, so verneide man dennoch Wurzelwerk, Zwiebel und Gewürze, die vielleicht nur einzelnen Reconalescenten gefalltet sind.

Wein-Suppe mit Salep. — Eine Flasche Rothwein kocht man mit Zucker, etwas Zimmt auf, und läßt 65 Gramm in etwas Wein kargerührten Salep kurze Zeit darin kochen. Ebenso kocht man 100 Gramm recht gut gereinigten rothen Kartoffel-Sago in Wein gar und bindet die Suppe mit ein wenig klar gekührtem Kartoffelmehl. Vorzüglich ist auch Tapioca anstatt Sago.

Tränen sind ebenfalls erquickende Getränke; man bereitet sie von verschiedenen Substanzen: 1. von grobem Brod, das in Scheiben geschnitten, gut geröstet, mit Wasser übergossen, nach dem Erkalten durch ein Sieb gegeben und, — nach Anordnung, — mit Citronensaft, Zucker und Wein abgeschmeckt wird; 2. von Gerste, die gut verlesen, 150 Gramm mit 1 Liter Wasser, eine Stunde gekocht, durchgeseiht und erkalte mit Zucker gesüßt wird; 3. von Aepfeln, die geschnitten und entfernt 1/4 Stunde kochen müssen. Es ist das durch ein Sieb gegossene, mit Zucker abgeschmeckte Wasser, namentlich bei Husten, — warm getrunken, — angenehm. Ein kühlendes Getränk ist ferner das vorerwähnte Gerstensaft, das über ein Stück geröstetes Brod gegossen, einige Stunden mit diesem stehen bleibt, dann durchgeseiht, mit Himbeers- oder Johannisbeer-Saft, auch Weißwein versetzt wird.

Eier werden meist nur weich gekocht, oder roh in Verbindung mit Wein oder Milch gegeben. Für Blutarmerie wird oft ein mit Zucker geschlagenes frisches Eigelb verordnet, dem man einen Theelöffel Cognac und etwas Milch beifügt. Ebenso kann man statt der Milch und des Cognacs das recht schaumig bereitete Eigelb in einem Weinglase mit Portwein geben.

Eier-Milch, vorsichtig bereitet, wird ebenfalls gern genommen. Zwei frische Eier, — von dem einen läßt man das Weiße zurück, — werden in einem Topf mit 1/2 Liter Milch tüchtig gekührt, gesüßt, wenn erlaubt, mit ein wenig Vanille gewürzt. Dann stellt man den Topf in eine größere Gasserole mit Wasser und rührt so lange, bis die Eier-Milch sich verdickend, zu kochen beginnt.

Von Gemüsen sind Kranken meist nur in Salzwasser gekochter Spargel, ein wenig Spinat und Kartoffel-Purée erlaubt; das gebratene Fleisch, — ein Schmoren wird meist vorgezogen, — darf nicht fett oder härlich sein. Man nehme stets die allerbesten Zutaten, ganz gute Butter, vermeide auch gebranntes Mehl zc., und hole lieber die Anweisung des Arztes ein, ehe man vielleicht ein Versehen begeht, das schädigen kann.

E. K.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Wäsche-Ausstattung. — Welche Ansprüche werden heut zu Tage an die Ausstattung eines Mädchens, welches kein bedeutendes Vermögen hat, in Bezug auf Leib-, Tisch- und Bettwäsche gestellt?

Erblindete Spiegel zu klären. — Auf welche Weise kann man zertrübt oder durch äußere Einflüsse erblindete Spiegel wieder klären?

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Chloralkali (144). — Wenn die Verhältnisse es einer Hausfrau nicht gestatten, selbst die Wäsche zu überwachen, so kann es leicht vorkommen, daß die Wäschrinnen sich die Arbeit durch Anwendung von Chloralkali erleichtern wollen. Ist verräth dies schon der Geruch der Wäsche, besonders wenn sie nicht gut gespült ist. In diesem Falle zeigen sich nachher auch im Leinen kleine Flecke, die sich als feste Stellen bemerkbar machen, wenn man die Wäsche gegen das Licht hält. Bei fortgesetztem Gebrauch von Chloralkali wird die Gewebeoberfläche brüchig und es entstehen vor der Zeit kleine Löcher. — Vielleicht interessiert es, zu erfahren, daß man in neuerer Zeit bei der Schnellbleiche der Leinwand, die besonders durch Chlor erzielt wird, die nachtheiligen Wirkungen durch Antichlor aufzuheben sucht. Man behandelt die gebleichte Leinwand vor dem letzten Spülen mit einer sehr verdünnten Lösung des Antichlors, wodurch jede etwa noch vorhandene Spur des Chlors im Gewebe unschädlich gemacht werden soll.

Silberzeug zu reinigen (152). — Silberne Löffel, die täglich im Gebrauch sind, werden blank erhalten, wenn man sie in dem Wasser reinigt, in welchem geschälte Kartoffeln gekocht worden sind. — Ein sehr gutes Pulvermittel ist ferner fein gepulverte Wiener Kreide; man trägt sie auf einen wollenen Lappen auf, pulvt damit die Silberfachen und reibt mit einem weichen Leder nach. Angelaufene und schmutzige Gegenstände erhalten bald wieder ihren früheren Glanz durch Pulven mit Silberseife, die auf eine angefeuchtete Bürste gestrichen wird. Glatter Silberschmuck läßt sich mittelst eines in Salmiatgeist getauchten Lappchens sehr gut reinigen; für vergierte oder matte Sachen benützt man lieber eine feine, weiche Silberbürste; diese kann ohne Nachtheil auch für die zarresten Blumen in Filigran-Arbeit in Anwendung kommen. Noch wirkungsvoller erweist sich bei veralteten Flecken ein dünnflüssiger Brei aus Wiener Kreide und Salmiatgeist, mit welchem die Gegenstände abgerieben werden. Nach der Reinigung spült man die Silberfachen in klarem Wasser ab und trocknet sie am besten dadurch, daß man sie längere Zeit in warmen Sägespänen, wösmöglich von hartem Holze, liegen läßt.

Alpenrosen zu trocknen (144). — Viele Blumen verlieren durch das Trocknen ihre Farbe; namentlich verblasen die meisten blauen, rothen und violetten Blüten. Auch die Alpenrose oder Rhododendron gehört zu den Pflanzen, die oft die Schönheit ihrer Farbe einbüßen, besonders wenn ihnen beim Pressen die Einwirkung der Luft entzogen wird. Deshalb verdient die neuere Methode den Vorzug, die Pflanzen statt in den allgemein bekannten Blumenpressen zwischen zwei Holzrahmen mit leichtem Verbindungskreuz oder mit Draht durchflochten an einem warmen und luftigen Ort zu trocknen. Das zur Verwendung kommende Löschpapier muß wösmöglich erwärmt sein und oft erneuert werden. Ein anderes Verfahren, womit man ebenfalls sehr günstige Erfolge erzielt, besteht darin, die Blumen zwischen Löschpapier oder weichen Flanell zu legen, sofort mit einem heißen aber nicht sengenden Plättchen mehrere Male zu überstreichen und dann noch kurze Zeit unter eine Presse zu bringen. Hierdurch wird das Trocknen sehr schnell erreicht und die Farben Schönheit meist in voller Frische erhalten. — Wer die Pflanzen nicht flach gedrückt, sondern mit Beibehaltung ihrer Farbe und Form bewahren möchte, kann sie in Sand trocknen. Derselbe muß sehr feinförnig und rein sein und in einem Kessel erhitzt werden; hierbei läßt man unter beständigem Rühren eine Meingkeit Stearin (etwa 25 Gramm auf 5 Kilo Sand) hinzu. Von diesem mit Stearin durchtränkten Sand bildet man in einer Kiste eine Unterlage von einigen Centimetern, steckt die Blumen mit dem Stiel senkrecht hinein, ohne daß sie sich gegenseitig berühren und beschüttelt sie vorsichtig durch einen Trichter oder ein Sieb mit dem heißen Sand, bis er alle Blumenblätter umhüllt und zuletzt die Pflanze vollständig überdeckt. Läßt man die so gefüllte Kiste einige Zeit an einem trocknen, warmen Orte stehen und entfernt dann äufferst behutsam den Sand, so werden sich die Blumen beim Herausnehmen in großer Schönheit und unveränderter Farbe zeigen und lange erhalten, besonders wenn sie vor dem Einfluß des Sonnenlichtes möglichst geschützt werden.

Ausbildung von Krankenpflegerinnen (40). — Die Bedingungen, unter denen junge Mädchen und Witwen, namentlich aus bemittelten Ständen, in dem westfälischen Diakonissenhause Sarepta zur Krankenpflege ausgebildet werden können, ohne Diakonissinnen zu werden, sind folgende: Entweder treten dieselben als Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens ein, wobei die

Meldung bei dem Commandator des Johanniter-Ordens der betreffenden Provinz zu erfolgen hat, welche dann auch die Kosten der Ausbildung übernimmt, — oder sie werden freie Hülfsschwester unseres hiesigen Hauses. Im ersten Falle haben sie in Nothfällen dem Johanniter-Orden auf seinen Ruf zu folgen und treten auch in Kriegszeiten in seinen Dienst. Im zweiten Falle helfen sie dem hiesigen Mutterhause nach ihrer Ausbildung in Nothfällen und auch in Kriegszeiten aus. Eine bindende Verpflichtung zu solchen Hülfseleistungen wird indessen keineswegs eingegangen, sondern nur die Hoffnung ausgesprochen, daß solche Hülfse nicht versagt wird, wenn die Verhältnisse es gestatten. Die Verpflichtung einer Entschädigung an das Diakonissenhaus liegt bei den freien Hülfsschwester unseres Hauses nicht vor; Bemittelte können ganz nach ihrem Belieben der Anstalt ein freies Geschenk machen, wenn sie das wünschen, doch wird dies nicht erwartet. Dagegen wird gewünscht, daß die Pflegerinnen beider Klassen ganz in Reiche und Glied mit unseren Diakonissinnen in die vorliegende Arbeit an unseren Kranken eintreten, wenn auch die schwereren Stationen, namentlich diejenigen bei den epileptischen Kranken, ihnen nicht zugemuthet werden. Sie müssen sich bereit finden lassen, auch auf auswärtige Stationen hinausgeschickt zu werden, falls im hiesigen Mutterhause eine genügende Arbeit nicht vorhanden ist. Zu dem Ende ist es erforderlich, daß sich sämtliche Lehrpflegerinnen beider Klassen auf ihre eigene Kosten einfache Arbeitskleider nach einer vom Mutterhause vorgeschriebenen Ordnung, sowie weiße Mähen anschaffen. Bei der Meldung der freien Hülfsschwester unseres Hauses fordern wir ganz wie der Johanniter-Orden für seine Schwestern die Verbringung folgender Schriftstücke: 1) Einen kurzen Lebenslauf, 2) falls es nicht unserem Hause bereits bekannte Persönlichkeiten sind, ein Zeugniß des Seelsorgers, 3) das Gesundheits-Zeugniß des Arztes. Die Ausbildung dauert der Regel nach ein halbes Jahr, doch kann dieselbe auch mehrfach unterbrochen werden.

Der Vorstand des westf. Diakonissenhauses Sarepta.

Färben von Strümpfen (88). — Ein genaueres Verfahren, als das bereits veröffentlichte, läßt sich zum Färben von Strümpfen nicht angeben; hier heißt es selber probiren! Für ein Paar Strümpfe genügen einige Gramme, sowohl des Beiz- als des Farbefulsaßes; auch ist das Färben in der Lösung ganz davon abhängig, wie rasch oder langsam das Material die Farbe annimmt.

Altes Zinn-Geschirr zu pulven (152). — Alte Zinn-Geschirre pulvt man, indem man auf ein mit Weimwasser benetztes Leber-Zinn-Feilspane streicht, diese trocken läßt und das Zinn damit abreibt. Ebenso kann man die Gefäße mit feinem weichen Sand und einem wollenen Lappen pulven, sie schnell spülen, nachtrocknen und mit feiner Puchweide blank reiben. Schwarze Rostflecke schwinden, wenn sie mit verdünnter Schwefelsäure gepulvt werden; auch wird, — namentlich beim Militär, — oft Schachtelhalim angewendet, den man in Süd-Deutschland Zinntraut nennt. U. V.

Gras zwischen Plastersteinen auszurotten (108). — Das sicherste Mittel, zwischen Steinen wachsendes Gras auszurotten, bleibt das Jäten, nur muß es mit einem festen Messer, und so geschehen, daß sämtliche Wurzeln mit entfernt werden; darum darf der Boden nicht zu trocken und zu hart sein. Kalkmilch ist nur zu säubern und rein zu halten, Vinoleum dagegen kann glänzend erhalten werden, einmal, indem man es, nach sorgfältigem Aufseihen mit einem mit Vaseline befeuchteten Luche tüchtig abreibt, zweitens, indem man es mit einer Auflösung von einem Theile gelbem Wachs und drei Theilen Terpentinöl bestricht. Man läßt zu diesem Zwecke das Wachs in einer kleinen Gasserole auf bedecktem Feuer ergehen, zieht dann dieselbe zurück und thut das Del hinzu, das aber, da es leicht entzündlich ist, vom Feuer fern gehalten werden muß. Zu einer glatten Salbe verrührt, stellt man die Masse, da sie warm aufgetragen werden muß, am besten in ein größeres Gefäß mit tosendem Wasser, streicht sie recht gleichmäßig mit einem Woll-Lappen auf das Vinoleum und frohrt es, wenn getrocknet, mit einer Bürste. A. K.

Bettfedern zu reinigen (144). — Das Reinigen der Bettfedern geschieht auf dem Lande meist derartig, daß man die Federn aus dem Juteck behutsam in einen Kessel schüttet und diesem ein Scheuerleinen überbindet, in dessen Mitte man ein kleines Loch für den Stiel einer großen Kelle schneidet. Unter großer Aufmerksamkeit und stetem Rühren muß man die Federn bei mäßigem Feuer allmählich heiß werden lassen, wodurch dieselben locker werden und aller Staub als Bodensatz im Kessel niedersinkt. Noch gründlicher werden die Bettfedern durch eine wirtliche Wäsche gereinigt. In leinene Säcke gefüllt, müssen sie eine Stunde lang in Seifenwasser kochen, das am zweckmäßigsten aus Garbelseife bereitet wird. Daraus werden die Federn gedrigt gespült, auf einem luftigen Boden ausgebreitet und getrocknet. Dabei darf man nicht unterlassen, sie täglich aufzuschütten und zu lockern. Nachdem die Federn in die Bettdecken gebracht sind, müssen sie noch fleißig gesont und geklopft werden.

Alte Hausfrau vom Lande.
Fußboden-Anstrich (144). — Einen weichen, älteren Fußboden überstreiche man zunächst zweimal mit weißer Leimfarbe, der man einen kleinen Oker-Fußgub gab, dann, — sobald dieser getrocknet ist, — mit kaltem Veindöl und nach 4-5 Stunden mit Schellack-Firnif, den man bestelt, indem man 1/4 Kilo Schellack in 1 Liter Weingeist schüttet und ihn sich an einer warmen Stelle, in einer gut verschlossenen Flasche, vollkommen auflösen läßt. Nach Verlauf einer Stunde ist das Bestreichen mit Veindöl und Firnif noch zweimal zu wiederholen. Wünscht man dem Anstrich die bestmögliche Festigkeit zu geben, so übergieße man ihn zum Schluß mit einem Fußboden-Glanzlaß, bestehend aus 1 Theil Schellack, aufgelöst in 6 Theilen 90% Spirit und einer geringen Beimischung von Campher. G. V.

Bezugsquellen: Wand-Decoration und Flech, Seite 182; R. Beckert, W. Regentstr. 11. — Festbücher, Seite 183; G. Gumb, C. Brühlmannstr. 26. — Uhr-Armbänder, Seite 183; G. Sauerwald, W. Leipzigerstr. 26. — Gestützte Bordüren, Seite 183; R. Verin, C. Hauptstraße-Platz 1.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Fest-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.